This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 141 535
YC 134388

J- N8233

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Rechenschaft

von

unserm Glauben.

Reihe von Predigten,

theils in Wolmar in Livland, theils in Berlin gehalten

von

Dr. Johann Eduard Erdmann.

Riga und Dorpat,

Verlag von Eduard Frantzen.

1835.

Seiner theuren

ehemaligen Gemeinde

zu Wolmar in Livland

widmet

als Andenken an eine glücklich verlebte Zeit

und als

Dank für empfangene Liebe

diese Blätter

der Verfasser.

BX 8066
E-64

Vorwort.

Der theuren Gemeinde, welche ich mehrere Jahre hindurch die meine nannte, ein Andenken an die mit einander verlebte Zeit, und ein Zeichen des Dankes für ihre Liebe, zu widmen, ist schon seit langer Zeit mein Vorsatz. Ich weiß Nichts, was dazu geeigneter scheint, als eine Sammlung von Vorträgen, welche die christliche Lehre in einer Weise vor die Seele führen, in welcher sie zu hören diese Gemeinde seit langer Zeit sich gewöhnt hatte. Viele Umstände, über die ich Nichts vermochte, haben die Herausgabe, an die ich vor geraumer Zeit schon gegangen bin, bis itzt verhindert. Natürlich lag es mir, wegen jenes Zweckes, am nächsten, nur solche Predigten auszuwählen, die ich in meiner ehemaligen Gemeinde gehalten hatte. Aber indem bei der Auswahl fast unwillkührlich sich Predigten zusammenstellten, die sich leicht in ein Ganzes zu fügen schienen, hielt ich es für angemeß-

M313197

ner, lieber einige Predigten, welche ich in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin gehalten habe, hinzuzufügen, als eine fühlbare Lücke nachzulaſſen.

Die Tendenz dieſer Predigten ſagt ihr Titel. Rechenſchaft von dem zu geben, was wir glauben, ſcheint mir in einer Zeit wo die ſogenannte Weisheit des Verſtandes dem Chriſtenthum faſt eben ſo viel entgegenwirkt, als die Herzenshärtigkeit, ein verdienſtliches Werk. So habe ich denn beſonders ſolche Lehren, die man für die unverſtändigſten zu halten pflegt, ausgewählt, und ſolche Ausſprüche der heiligen Schrift zu Grunde gelegt, über die jene Weisheit am meiſten ſpottet, und habe an ihnen zu zeigen geſucht, daß die Wahrheit, die ſelbſt der Hölle Pforten nicht zu überwinden vermögen, ſich vor ernſtem Nachdenken nicht zu fürchten habe, ſondern nur dem oberflächlichen Sinn ohne Ernſt als Thorheit erſcheint.

Mögen dieſe Predigten auch in einem weitern Kreiſe ſo freundliche Herzen finden, als ihnen in einem engeren, nicht um ihres Werthes willen, zu Theil ward, ſondern um deß willen, den ſie verkündigen!

Berlin am 24. Oktober 1834.

Dr. Johann Eduard Erdmann.

Inhalt.

		Seite
I.	Mit des Heilandes Geburt ist Alles neu geworden. Weihnachtspredigt über 2. Cor. 4, 17.	1
II.	Das Evangelium von der Himmelfahrt Christi, eine nothwendige Ergänzung zu allen übrigen Lehrstücken des christlichen Glaubens. Himmelfahrtspredigt über Marc. 16, 14—19.	16
III.	Der Glaube macht selig, über Eph. 2, 8. 9.	29
IV.	Auch nach dem Tode kann Unseligkeit nur so lange bestehn, als der Unglaube, über Luc. 16, 19—31.	41
V.	Was ist christliche Nächstenliebe? über Luc. 10, 25—37.	54
VI.	Ueber Strafe und Vergebung, über Luc. 17, 3.	67
VII.	Warum muß Aergerniß kommen? über Matth. 18, 7.	83

Seite

VIII. Ueber Sorge und Sorgloſigkeit, über Matth. 6, 25—34. 97

IX. Das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, über Luc. 16, 1—9. 113

X. Ueber Unſchuld und Heiligung. Predigt am allgemeinen Buß- und Bettage zum Schluſſe des Kirchenjahres, über Luc. 15, 7. 127

XI. Warum ſträuben wir uns gegen die Wahrheit? über Joh. 8, 46—59. 140

I.

Mit des Heilands Geburt iſt Alles neu geworden.

Weihnachtspredigt.

Ehre ſey Gott in der Höh', und Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen! Amen.

Text, 2. Cor. 4, 17.

Das Alte iſt vergangen, ſiehe es iſt Alles neu worden.

Chriſtliche Freunde! Wir haben ſtets, ſo oft dies heilige Feſt wiederkehrte und uns zur Feier aufforderte, zum Grund unſerer gemeinſamen Betrachtung ein ſolches Wort der heiligen Schrift ausgewählt, in welchem die Beziehung auf dies Feſt auf den erſten Blick deutlich in die Augen ſprang. Sey es nun, daß das gewahnte Feſtevangelium, ſey es, daß ein eigens dazu gewählter Spruch den Gang unſerer Betrachtung beſtimmte, immer pflegten die Textesworte unſerer Betrachtung gerade zu auf das Feſt, welches ausgefeiert ward, hinzuweiſen. Heute iſt das nun anders. Ich habe eine Stelle der heiligen Schrift zum Gegenſtand unſerer Betrachtung ausgewählt, in welcher eine Beziehung auf das Weihnachtsfeſt ſich nicht findet. Und wenn vielleicht, weil dieſe Beziehung mangelt, es zuerſt ſcheinen könnte, als müſſe darum unſere gemeinſame Betrachtung mehr ins Unbeſtimmte ſich ergehn und ohne ein beſtimmtes Ziel umherſchwei-

sen, da ja dies Ziel nicht angedeutet sey in den, zu Grunde gelegten, Worten, so habe ich diese Furcht doch nicht. Denn Etwas, was allerdings in diesen Worten selbst nicht liegt, woran also in dieser Hinsicht nicht angeknüpft, und was nicht hervorgehoben werden könnte, das läßt dennoch den betrachtenden Blick nicht ohne Ziel umherschweifen, weil ein Jeder es heute mitbringt ins Gotteshaus. Es ist das Festgefühl, es ist die Lust und der Jubel der Weihnacht, es ist der kindliche Friede, der des Herzens sich bemächtigt hat; und, daß heute Weihnacht ist, daran bedarf es für Keinen einer Erinnerung, das weiß, das fühlt jeder. Das Festgefühl, diese Gewißheit, daß ein herrlicher Tag erschienen ist, beseelt Alle, mehr als an jedem andern Feste, denn selbst das jüngste Geschlecht, welches der andern Feste Bedeutung nicht ahndet, was dieses Fest bedeute, weiß es. Und so kann wohl mit Recht vorausgesetzt werden, daß, mag auch ein Texteswort verlesen werden, welches wolle, jeder es fast unwillkührlich selbst schon in Verbindung setzt mit dem Feste, das begangen wird. Das werdet denn auch, hoffe ich, Ihr schon gethan haben, als Ihr die ausgewählten Textesworte vernahmt, und sollte es noch nicht geschehn seyn, so möge es jetzt geschehn. Wenn wir uns versammelten um das Gedächtniß der Geburt des Heilands festlich zu begehn, so mögen, meine geliebten Freunde, die von mir erwählten Textesworte von einem Jeden auf dies Fest bezogen werden, laßt uns, wo wir das Wort vernahmen, daß Alles neu geworden, dies Wort im Herzen bewahrend auf jenen Neugebornen blicken, und, so beides, jene apostolischen Worte und das hohe Fest vereinigend und in Gedanken verbindend, laßt uns erkennen, wie

die Geburt Christi das ist, wodurch Alles neu worden.

Und da laßt uns erstlich, indem wir mehr die Textesworte im Auge haben, die Wahrheit erkennen, daß Alles neu geworden,

zweitens aber, mehr auf das Fest sehend, daß es neu geworden ist durch die Geburt Christi.

Und du, o Herr, segne unsere fromme Betrachtung! Amen. —

I. Der Apostel sagt, daß Alles neu geworden sey. Wir hören dieses Wort, wir sprechen es vielleicht selbst aus, ohne doch

uns deß deutlich bewußt zu ſeyn, daß Alles darin liegt. Wie man wohl ſonſt auch das Wort Alles im Munde führt, ohne es recht genau damit zu nehmen, und ohne ſtets deſſen eingedenk zu ſeyn, was dies Wort beſagt, es für Manches nehmend, oder für Vieles, ſo möchte es vielleicht auch hier gehen können, und es bedarf drum für Jeden eines genauen Nachdenkens darüber, was das eigentlich heißt: Es iſt Alles neu geworden. Wirklich Alles einzeln aufzuzählen, alle die Veränderungen, welche die Erlöſung hervorgebracht hat, im Einzelnen nachzuweiſen, wäre unmöglich; wie es unmöglich iſt Jemandem Alles zu zeigen, was da iſt. Bei ſehr Vielem wäre ein ſolcher Nachweis auch ganz unnütz, indem dabei kaum ein Zweifel Statt finden könnte, daß es durch das Chriſtenthum geändert ſey. Es gibt aber eine Weiſe, ſich deutlich zu machen den wahren Sinn jener Worte, ohne ſich eine Aufgabe zu ſtellen, deren Löſung unmöglich, und ohne Etwas nachzuweiſen, deſſen Nachweis von keinem Nutzen iſt. Nämlich, es treten uns Meinungen entgegen, die von Dieſem und Jenem zu behaupten ſcheinen, es ſey durchs Chriſtenthum nicht verändert. Wenn wir nun von dieſen die am meiſten herrſchenden betrachten und ihre Unwahrheit erkennen, ſo werden wir wenigſtens um einen großen Schritt näher gekommen ſeyn der Erkenntniß, wie wirklich Alles neu geworden iſt. Es gibt nun in der That, meine Freunde, Solche, die allerdings Chriſten des Chriſtenthums Werth und Würde ſchmälern und verkleinern, indem ſie von dem, was der Herr gethan habe, und was durch ſein Kommen neu geworden ſey, Dieſes und Jenes abſchneiden und beſeitigen, wie aus einer gewiſſen Furcht, als könne dem Heilande auch zu viel zugeſchrieben werden. Sie meinen, es ſey nicht recht Ernſt damit, daß Alles neu geworden ſey, ſie halten es für eine Verirrung, wenn man in Allem das eigenthümlich Chriſtliche nachweiſen, in allen Gebieten des Lebens das Chriſtenthum erkennen will, denn Vieles, meinen ſie, ſei wohl geändert, gar Vieles aber ſey geblieben wie es war. Was die eigentlichen Gründe zu einem ſolchen Verkleinern von Chriſti Verdienſt ſind, warum der Eine nur in dem Einen, der Andere nur in etwas Anderm die Macht und den Einfluß

des Christenthums anerkennen will, wie darin die verschiedne Vorliebe, die jedesmalige Abneigung, wie endlich der uns Allen so sehr anklebende Hochmuth sich ausspricht, welcher so gern verdammt, was uns nicht gefällt, und was wir nicht lieben, — alles dieses laßt uns heute bei Seite lassen, und nur diese Erscheinung selbst ins Auge fassen. Wir wollen die gewöhnlichen Weisen, in welchen des Herrn segensreiche Macht so geschmälert wird, betrachten und bei jeder solchen irrigen Meinung zu erkennen suchen, wie sie im Widerspruch steht mit der Wahrheit.

So meinen Einige: das Einzige was durch das Christenthum neu geworden sey, seyen die sittlichen Vorschriften. Christus sey in die Welt gekommen, sagen sie, als der größte Sittenlehrer; neue Gebote habe er gebracht, alles Andere aber sey geblieben wie es war, und so sey denn auch der einzige Unterschied zwischen der christlichen Zeit und der vorchristlichen, daß andere Pflichten beobachtet, andere Rechte anerkannt werden, mit einem Wort, daß eine andre Sitte und Sittlichkeit ins Leben trete. Wir wollen nun gar nicht einmal das besonders hervorheben, was allerdings nicht abzuleugnen ist, daß unter denen, die so sprechen gar viele sind, denen Christus gar nichts weiter ist, als ein nur menschlicher Sittenprediger, weiser vielleicht, als alle Uebrigen. Den Grund, woraus solche Ansicht kommt, lassen wir bei Seite, betrachten nur, was sie sagen. Also eine neue Sitte, eine neue Sittlichkeit ist durch das Christenthum gekommen? Aber sprecht doch, was soll man sich darunter denken, wenn nicht Eure Meinung ist, daß auch die Gesinnung eine andre würde? Ist auch Sitte, ist Sittlichkeit etwa ein äußeres Kleid, was jedem paßt, was jeder anthun kann? Was denkt sich wohl der, der etwa spräche, dieser ist sittlicher geworden, sonst ist er geblieben was er war? Ist denn nicht das sittlicher werden eine völlige Umwandlung, ist es nicht eine Veränderung des Gemüthes, des ganzen inwendigen Menschen? — Ja, sagen vielleicht Andere, da hast du ganz recht, so zu antworten, wenn man sagt, durch das Christenthum ist die Sittlichkeit eine andere geworden; das behaupten wir aber nicht, wir sagen nur die Sitten-

lehre ist verändert, die Sittenvorschriften sind andere geworden. — Aber sind nicht alle neuen Sittenvorschriften ganz und gar bedeutungslos, wenn sie gar keine Aenderung im sittlichen Leben hervorbringen, und können sie wiederum darin eine Aenderung hervorbringen, wenn nicht zugleich mit ihnen ein neuer Sinn eingeflößt, eine neue Kraft mitgetheilt wird. Fände wohl ohne einen solchen neuen Sinn irgend ein neues Sittengebot Anklang in den Herzen der Menschen, hätte nur irgend Einer das Verständniß des neuen Gebotes, wenn nicht der Sinn dafür ihm mitgetheilt wäre? Entweder also ist gar nichts durch das Christenthum hervorgebracht; oder mehr als nur neue Gebote, denn ein Gebot ohne Erfüllung ist in der That nichts und ohne Bedeutung. Wer also nur auf das Gebiet der Sittlichkeit, nur auf den Umkreis der Pflichten die Wirkung des Christenthums beschränken will, der vergißt, daß neue Pflichten ohne neue Gesinnung nicht denkbar sind, daß jede neue Forderung auch eine neue Kraft erheischt zu ihrer Erfüllung, und daß dem Christenthum bloß neue Sittengebote zuschreiben, nichts Anderes ist, als ihm den höchsten Ruhm rauben, den, daß es eine Kraft ist, selig zu machen.

Ganz dem entgegengesetzt sprechen wiederum Viele, nein, die Pflichten und Gebote seyen geblieben wie sie waren, eine neue Sittenlehre habe der Herr nicht gebracht, sondern nur der Glaube, die Religion, die Frömmigkeit sey verändert. Auch bei dieser Ansicht wird man gar Viele finden, in denen die Unreinheit, die ihr zum Grunde liegt, offen vor aller Augen daliegt, der Leichtsinn nämlich, der den Herrn zum Sündendiener, und den Glauben zum Ruhekissen der Ruchlosigkeit macht. Von ihnen ist nicht die Rede, aber auch unter denen, welche wirklich ernst und mit Eifer nach sittlicher Reinheit und Vollkommenheit trachten, auch unter ihnen findet man diese Ansicht verbreitet. So sprechen Einige, welche, wo es sich um Recht und Unrecht handelt, stets nur ihr Gewissen befragen, als sey nicht dies auch manchmal befangen, es geradezu aus, was Recht sey und was nicht, das wisse Jeder, und darüber finde keine Verschiedenheit der Meinungen Statt, das hätten die Weisen

der Vorzeit ſo gut gewußt wie wir. Oder Andre, die allerdings auch hier in das Bedürfniß nach einer andern göttlichen Offenbarung empfinden, äußern ſich wiederum ſo, als ob was Sittlichkeit und ſittliche Vorſchriften beträfe, im alten Bunde Alles gegeben, im neuen nichts hinzugekommen ſey. So ſetzen ſie noch immer die chriſtliche Lehre aus Geſetz und Evangelium zuſammen, als ſey Eins mit dem Andern gleichen Ranges und nicht vielmehr das Evangelium die Vollendung und Blüthe der frühern, verhülltern Offenbarung. So ſagen ſie, die Gebote ſind geblieben, bloß ein neuer Glaube iſt hinzugekommen. Aber ſagt doch nur Ihr, die Ihr ſo ſprechet, meint Ihr denn wirklich, daß die Frömmigkeit, oder der Glaube, oder die Religion, oder wie Ihr es nennen möget, daß dies Etwas iſt, was in gar keiner Beziehung ſteht zum Leben und Handeln? Haltet Ihr es wirklich für wahr, daß bei dem, der den Glauben hat, die Handlungen und Thaten, ſein Wollen und ſein Verlangen ganz ſo ſey, wie etwa bei den rechtlichen Israeliten? Ihr ſprecht doch vom lebendigen Glauben, und in ſeinen Aeußerungen, in den Pflichterfüllungen und Thaten, da ſoll er nicht leben, die ſollen ſeyn wie ſie waren, ehe der Glaube erwachte? — Wie! iſt denn das Wort des Herrn vergeblich geſprochen: Ein neues Gebot gebe ich Euch? Wohl wußte er es, daß das Gebot der Liebe ſchon im alten Bunde gegeben war, und doch nannte er es ein neues Gebot, nannte es ſo, weil erſt durch ihn dies Gebot nicht mehr als eins neben andern erſchien, ſondern als des Geſetzes Erfüllung, nannte es ein neues Gebot, weil er hinzufügte: gleich wie ich Euch geliebt habe, und weil er erſt die Kraft gab, dieſe neue Liebe in ſich aufzunehmen, mit ſeiner Liebe den Nächſten zu umfangen. — Wer gibt denn nun das Recht, dem Herrn zu nehmen, was ſein iſt, und was er neu nannte, ſchon bei den Vätern zu ſuchen, wer gibt das Recht ſein Werk zu verkleinern und ſeinen Ruhm zu ſchmälern? Fern ſey das von uns, wir wiſſen es und erkennen es: Ein neuer Glaube und ein neues Leben, eine neue Hoffnung, eine neue Liebe iſt gekommen durch ihn. —

Wenn die beiden eben erwähnten Ansichten, ob sie gleich darin übereinstimmen, daß jede nur auf Ein Gebiet des menschlichen Lebens die Wirksamkeit des Christenthums beschränkt, so gibt es wiederum ganze und große Gebiete des Lebens, welche von beiden Partheien gemeinschaftlich ausgeschlossen werden aus dem Bereiche dessen, was neu geworden sey durch den Heiland. Und wenn die, deren Meinung wir eben betrachteten, sich unter einander bestreiten, wo es darauf ankommt zu sagen, was denn der Herr gewirkt, was er verändert habe, so sind sie dagegen ganz einstimmig, so wie es auf diese Gebiete des Lebens kommt, von denen sie meinen, sie stünden mit dem Christenthume in gar keiner Verbindung. Laßt mich sogleich hinweisen auf das, wovon man am häufigsten dergleichen sagen hört, ich meine alles das, was wir mit dem Namen der Kunst bezeichnen, so wie wiederum auch das ganze Bereich der Erkenntniß. „Menschliche Kunst und menschliche Wissenschaft," das hört man häufig, ja fast überall wiederholen, „die seyen was sie von „Christo waren auch nach Christo geblieben. Bei diesen Dingen von „Christenthum zu sprechen, oder gar von Veränderungen, die durch „das Christenthum damit vorgegangen seyen, das zieme sich nicht, „denn dies habe mit dem Christenthume nichts zu schaffen, das sey „ein ihm ganz fremdes Feld." Ich hätte, meine geliebten Freunde, wohl noch auf Anderes hinweisen können, worüber Manche in ähnlicher Weise sich äußern, hätte erinnern können daran, daß Viele es gar nicht zu glauben scheinen, daß durch das Christenthum das Band der Familie ein anderes geworden sey als es war, hätte erinnern können an Andere, welche dies wohl zugebend, wiederum nicht eingestehen mögen, daß das Leben im Staate ein andres werden mußte und geworden ist, als es in heidnischer, ja auch in jüdischer Zeit war, — ich habe das aber nicht gethan, weil, was Familienbande, was Staatsleben betrifft, solche Meinung wirklich seltner geworden ist; aber hinsichtlich dessen, was wir erwähnten, hinsichtlich menschlicher Kunst und Wissenschaft, da ist dies nicht so selten. Nein, es gibt Menschen, die tief durchdrungen sind von dem Segen, der durch den Herrn uns gekommen ist, die es aber

für einen Frevel halten würden, wenn man bei dieſen Dingen Seiner erwähnte und von chriſtlicher Wiſſenſchaft ſpräche, oder chriſtlicher Kunſt. —

Aber, wenn Ihr ſelbſt doch behauptet, und Ihr behauptet es ja mit Recht, daß der Herr uns erlöſ't habe ſammt der ganzen Menſchheit, ſprecht, wie ſoll man bei ſolcher Meinung Euer Wort verſtehn? — Die Menſchheit iſt alſo erlöſt, wir haben alſo Theil an der Erlöſung, — nun dann, ſo wird auch was wir denken ein erlöſtes Denken, was wir wollen ein erlöſtes Wollen, was wir erkennen ein erlöſtes Erkennen ſeyn. Was wäre denn das für eine Erlöſung, die nur auf eine Richtung des Lebens ſich beſchränkte? Wenn der Herr ſelbſt ſein Reich mit dem Sauerteig vergleicht, welcher überall, an jedem Punkte ſeine ſäuernde Macht zeigt, und jeden Theil des Brodes verändert, ſo laßt uns doch nicht ein andres Himmelreich ſuchen, nicht ein anderes Chriſtenthum annehmen, als was er uns gebracht hat. Aber es iſt, als wenn ſie eine Scheu hätten davor, daß das Licht, welches von Bethlehem ausſtrahlt, Alles verkläre, es iſt, als ob ſie gern Etwas behielten, was noch nicht verklärt ſey. Ganz anders als Petrus, der zum Herrn ſprach: „Herr, nicht die Füße allein, ſondern auch die Hände und das Haupt," ganz dem entgegengeſetzt ſind Viele unzufrieden, daß der Herr ſie ganz rein gewaſchen hat, und möchten Haupt und Hände gern ungeſäubert behalten. Und ſo ſträuben ſie ſich gegen die Lehre, daß der ganze Menſch erlöſ't ſey, und in wunderbarer Verblendung meinen ſie, es ſey ein gefährlicher Irrthum, daß der Herr in jeder Richtung des Lebens ſeine Macht zeige, meinen, daß der, welcher in Allen den beſeligenden und läuternden Sauerteig ſuche und erkenne, daß der dem Chriſtenthume, dem Glauben, nicht genug Achtung beweiſe, ganz als ſey der Herr ſo arm und ſchwach, daß wenn er den ganzen Leib ſtärke, die einzelnen Glieder dabei zu kurz kämen. Nein, Er iſt ſtärker als ſie denken, und mögen ſie noch ſo ſehr ſich beſtreben, irgend Etwas aus dem Bereich ſeines Einfluſſes auszuſchließen, es wird ihnen nicht gelingen, ſein Wort beſteht, daß Alles neu geworden. So iſt gar nichts geblieben wie es war, die Pflich-

ten des Chriſten ſind andre als die vorchriſtlicher Zeit, ſein Glaube ein andrer, beſſrer Glaube, kein Verhältniß in welchem der Menſch lebt, iſt geblieben, es iſt verändert und verklärt. Wo wir nur hinſchauen, ſehen wir was das Chriſtenthum wirkte und wie es ſich mächtig erwies. Neu geworden iſt das Band der Ehegatten, die Ehe iſt durch Chriſtum etwas Anderes geworden als ſie war, eine chriſtliche Ehe, ein Bild der Verbindung zwiſchen Chriſto und der Gemeinde, — neu geworden das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, in welchen die Eltern itzt erlöſ'te Seelen anzuerkennen, gegen die ſie heilige Pflichten zu beobachten haben, — neu geworden iſt das Verhältniß der Staatsbürger; mit dem Eintritt des Himmelreichs in die Welt fing auch mehr und mehr an zu ſchwinden die Knechtſchaft, die Furcht, die Untergebene und Obere band, denn Beide ſind ja durch Chriſtum zu Brüdern geworden. Und ſo ſchließen wir denn keine Aeußerung des Lebens aus von dem Segen, den der Herr uns gegeben, was es nur ſey, Alles iſt neu geworden, neu zeigt ſich die Menſchheit, wo ſie die Kunſt übt, auch ihre Kunſt iſt erlöſ't, neu iſt die Erkenntniß der chriſtlichen Forſcher, eine neue Erkenntniß hat er gebracht, der ganze Leib iſt frei geworden von der Krankheit, wie ſollte ein Glied noch klagen? Wir freuen uns der wiedergeſchenkten Geſundheit und preiſen den, durch den das Alte ſchwand, und durch den Alles neu geworden. —

II. Wenn wir nun ſo, meine geliebten Freunde, um uns das recht deutlich zu machen, was in unſern Texteswarten liegt, unſer Augenmerk richten mußten auf manche Meinungen, die, auch unter uns verbreitet, mit dieſen Worten ſtreiten, ſo werden wir jetzt, wo wir auf den zweiten Theil unſerer Betrachtung kommen, in einer ähnlichen Weiſe verfahren müſſen. Die Lehre nämlich, daß gerade durch die Menſchwerdung Chriſti Alles neu geworden, iſt vielfach beſtritten worden, ſo oft beſtritten, daß wir die Einwürfe dagegen nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen. Zum Theil nun geſchah dies, und geſchieht noch jetzt von Solchen, denen dieſe Lehre ihres Unglaubens wegen ein Gräuel iſt, die in ihrer falſchen Klugheit überhaupt von einer Menſchwerdung des ewigen Sohnes Gottes

nichts wiſſen wollen, und als abergläubiſchen Unſinn die Lehre davon verſpotten, — zum Theil aber auch von Solchen, die das gar nicht in Abrede ſtellen, daß Chriſtus der Sohn Gottes ſey, dabei aber doch denken, das Vorzüglichſte an dem Erlöſungswerke ſey doch etwas Anderes als gerade ſeine Menſchwerdung. Von den Erſteren, die ganz und gar von der Gemeinde der Gläubigen ſich ſcheiden, laßt uns ſchweigen, aber wohl bedarf es einer genauen Erörterung was jene andern, auch bei gläubigen Menſchen herrſchenden Anſichten betrifft, und eines Nachweiſes, wie Alles, was ſie in Chriſti Werk für das Weſentlichſte und Hauptſächlichſte halten, lediglich eine Folge der Menſchwerdung, und ohne ſie nicht möglich iſt.

Es iſt nämlich eine bei ſehr vielen Menſchen herrſchende Meinung, daß das, wodurch der Herr die Welt erlöſt habe, ſeine Lehre ſey, ſein Amt als Lehrer ſey es beſonders, wozu er gekommen ſey, dies ſey das Weſentlichſte, wogegen alles Uebrige mehr in den Hintergrund trete. So ſprechen auch Manche, denen der Herr nicht etwa nur ein gewöhnlicher Menſch iſt, ſondern die in ihm den Menſch gewordenen Sohn Gottes erkennen, die aber dennoch ſo ſehr auf ſeine Lehre Gewicht legen, und denen ſein Leben, ſein Leiden, ſein Tod nur einen untergeordneten Werth haben, ſo daß eigentlich mit ſeiner Lehre das Erlöſungswerk vollendet ſey und alles Andere nichts Weſentliches dazu beitrage. Aber alles andere Irrige bei Seite geſtellt, vergeſſen ſie, daß, geſetzt dem wäre ſo, Chriſti Lehre ſelbſt nicht möglich war, wenn er nicht Menſch wurde und als Menſch lebte. Nur ſo war ſeine Lehre möglich ſchon inſofern, als er nur ſo ſeine Lehre verkündigen und mittheilen konnte. Wenn es Chriſti Lehre ſein ſoll, die den Menſchen ſelig macht, die Lehre des Sohnes Gottes, ſo verſteht es ſich doch von ſelbſt, daß ſie beſeligen und heiligen nur kann, wenn ſie uns mitgetheilt wird, er muß doch lehren, damit wir ſeine Lehre empfangen. Wie ſollte er aber lehren, wenn er nicht als Menſch lebte mit allen ſeinen Jüngern, wie ſeine Lehre, die ja eben darin ihre Eigenthümlichkeit zeigt, daß ſie für alle Verhältniſſe, für alle Lagen Troſt und Belehrung gewährt, wie ſollte er ſie mittheilen, wenn er nicht mit denen, die er belehrte,

alles selbst erlehte, wenn er nicht hier mit einer Warnung, dort mit einem Trost, hier mit einer Ermunterung, da mit einer Rüge dem Schwachen zu Hülfe kam? — Er mußte Mensch werden und als Mensch leben, um lehren zu können, und auch alle die, welche sprechen, durch seine Lehre habe er uns erlöst, selbst die müssen bei ernstlichem Nachdenken bekennen; Ja, ohne Menschwerdung konnte er nicht lehren, ohne sie also war auch das Erlösungswerk unmöglich. —

Noch deutlicher wird uns dies, wenn wir auf den Inhalt seiner Lehre blicken, auf den wir bisher noch gar nicht Rücksicht genommen. Dieser ist der Art, daß er ganz und gar unverständlich ist, wenn der Herr nicht Mensch wurde. Denn wenn er einerseits, dort wo er lehrt, wie wir gesinnt seyn sollen, sagt unsere Liebe solle der seinigen gleichen, — was hätte ein solches Gebot für einen Sinn, wenn er nicht gelebt, und als Mensch Liebe gezeigt hätte? — wenn andrerseits der Hauptbestandtheil seiner Lehre die Kunde ist von der Versöhnung Gottes mit der Menschheit, so müssen wir noch mehr die Verkehrtheit erkennen, die sich darin zeigt, daß man seine Lehre von seinem Leben als Mensch trennt. Nämlich der ganze Inhalt seiner frohen Botschaft ist in der That nichts anders, als die Kunde von dem Worte, das Fleisch ward. Die Lehre, daß der, welcher die Herrlichkeit des Vaters theilt, daß der Knechtsgestalt annahm, daß nun Gott vereint, vermählt sey mit der Menschheit, das ist ja der Inhalt des ganzen Evangeliums. Drum spricht der Herr ja auch nicht: Wer an meine Lehre glaubt, sondern wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Und deshalb kann eine solche Aeußerung: die Lehre Christi sey Alles, sey mehr als alles Uebrige, sie kann nur bei denen sich finden, die seine Lehre nicht kennen, denn kennten sie sie, so würden sie nicht sprechen gegen uns, sondern würden mit uns sagen: Ohne Menschwerdung Christi gäbe es keine christliche Lehre, denn sie ist der Inhalt der christlichen Lehre. Und weil sie es ist, deshalb kann der Apostel gerade diese Lehre zum Kennzeichen machen, woran man sehe, ob einer die Wahrheit rede, ob nicht. Denn so spricht Johannes: „Ein jeglicher Geist

der da bekennet, daß Christus ins Fleisch gekommen ist, der ist von Gott, und ein jeglicher, der es nicht bekennet, der ist nicht von Gott," — und zeigt dadurch, daß dies das Wesentlichste sey in der christlichen Lehre.

Der Grund, meine geliebten Freunde, warum man so Viele sieht, die da meinen, nur die Lehre Christi sey es, worauf ein Werth zu legen sey, liegt darin, daß es überall unter den Christen solche gibt, die man wohl füglich mit dem Namen der Ueberverständigen bezeichnen kann, welche nämlich keinen andern geistigen Einfluß und kein anderes Bessern und Erlösen vom Bösen zu begreifen vermögen, als das durch weise Belehrung, nun auch dem Sohne Gottes nicht zugestehn wollen, daß er mehr sey als ein Prophet — der weiseste Lehrer von Allen. Ganz diesen entgegengesetzt, nämlich zu wenig berücksichtigend jede Klarheit und jedes Nachdenken, giebt es wiederum überall in christlichen Gemeinden auch Solche, die am allermeisten immer von dem erbaut sind, was das Geheimnißvollste ist und das Unbegreiflichste, die gern in unklaren Gefühlen und schwärmerischer Rührung schwelgen. Unter diesen nun findet man sehr Viele, welche, wenn sie von des Herrn Gnadenwerk sprechen, auch nur ein Stück aus dem hervorheben, was Christus vollbracht hat, und diesem alles Lob geben, als wäre alles Uebrige unnütz und von keinem Belang. Aber ihnen ist dieses Wesentliche nicht die Lehre Christi, sondern sein Leiden und sein Tod, und so gibt es denn Viele, welche, statt zu sprechen: der Heiland hat uns erlöst, nur seinem Leiden und Tode die erlösende Kraft zuschreiben, die bei weitem weniger an den Heiland selbst denken, als an sein Blut und seine Wunden. Wie es aber bei der Lehre Christi nachgewiesen ward, wie sie von seinem Leben nicht zu trennen, so läßt auch von seinem Tode sich leicht das nachweisen, daß er vom Leben getrennt gar keine Bedeutung habe, daß die segensreiche Wirksamkeit des Todes Christi nur dann erkannt werden kann, wenn sein ganzes menschliches Leben ins Auge gefaßt wird. Der Segen, der von seinem Tode uns entspringt, ist doch offenbar der, daß er als Mensch für die Menschheit gehorsam war, und so für sie dem Ge-

ſes genügte. Dieſen Gehorſam hat er nun gezeigt durch ſein ganzes Leben in Allem was er that und litt, ſein Tod iſt der letzte Punkt in dieſem Gehorſamleiſten, das Siegel, das er ſeinem Werke aufſetzte, — von ſeinem übrigen Leben getrennt, wäre ſein Tod für uns von keiner Bedeutung. Sein Tod iſt darum, wenn man ſo ſagen darf, doch nur ein Punkt in ſeinem Leben, nämlich der Endpunkt, nur ein Theil ſeiner Wirkſamkeit, und nur von ſeinem Tode das Heil ableiten, heißt Chriſtum ſpalten und theilen, und einem Werk deſſelben das Verdienſt zuſchreiben, das ihm ganz gehört, welches der ganze Heiland hat.

Wenn man nun aber ſagte: Ja, die Lehre, daß durch Chriſti Menſchwerdung Alles neu geworden ſey, begehe denſelben Fehler, indem ja das auch nur ein Punkt in Chriſti Werk ſey, ſo hat man ganz Recht, wenn man bei ſolcher Lehre unter Menſchwerdung wirklich nichts Anderes, als den Augenblick der Geburt verſteht. Es wird aber der Geburt mit Recht deswegen ein ſo großes Gewicht gegeben, weil ſie eben der erſte Augenblick war, in welchem die Vereinigung Gottes mit der Menſchheit ſich zeigt, daß Chriſtus Menſch war, daß in ihm Gott- und Menſchheit vereint ſind, das iſt es, warum wir als größtes Feſt den Tag feiern, an welchem er Menſch wurde. Wir ſagen ja ſehr oft, um ein ganz ähnlich Beiſpiel zu erwähnen: Durch die Geburt eines Kindes ward hier oder dort ein geſtörtes eheliches Verhältniß wieder hergeſtellt. Da meinen wir doch nicht nur den Augenblick der Geburt, ſondern das ganze Daſeyn des Kindes. Wir drücken uns aber ſo aus, weil mit dem Augenblick, wo das Kind das Licht erblickte, jene ſegensreiche Wirkung angefangen, und wir haben Recht, ſo alles der Geburt beizumeſſen, weil in der That, verhüllt und unentwickelt, in dieſem Augenblick ſchon der ganze Segen liegt. Ganz dieſen Sinn hat es nun wenn geſagt wird, daß in Chriſti Menſchwerdung das Heil liege, d. h. darin, daß er als Menſch lebte, ſein menſchlich Leben aber begann in ſeiner Geburt und iſt, verhüllt und unentwickelt, in ihr enthalten. In dieſem Sinne hat auch Johannes jenes Wort geſprochen, wenn ihm heißt auch ins Fleiſch kommen: im Fleiſche le-

den, ein menſchlich Leben führen. Und wenn ein Punkt im Leben des Herrn iſt, welcher vor allen herrlich ſtrahlt, weil in ihm alles das Licht noch verſammelt und vereint iſt, das von ſeiner ganzen Bahn zu uns herüberleuchtet, ſo iſt es eben ſeine Geburt, und darum feiern wir gerade dieſen Tag als den größten unter allen chriſtlichen Feſttagen, darum iſt er ſo gefeiert worden von jeher. Ja, meine Freunde, von jeher hat es die Kirche erkannt, daß es eine größere Begebenheit nicht gab als die, deren wir heute gedenken, denn ſagt, wonach zählt ſie die Jahre ihres, und wonach zählen wir Alle die Jahre unſeres Heils? Iſt es nicht eben die Menſchwerdung Chriſti, iſt es nicht der Anfang ſeines menſchlichen Lebens, ſeine Geburt, die uns den Punkt bezeichnet, wo das neue Leben begonnen habe? Wie früher die Welt ihre Jahre zählte nach ihrer Erſchaffung, ſo zählt ſie ſie jetzt nach der neuen, der beſſeren Schöpfung, es iſt eine neue Zeit, es iſt eine neue Welt! — Ach, möchte doch nie dies aus unſerm Bewußtſeyn ſchwinden, möchte in jedem Augenblick, wo wir uns erinnern, in welchem Jahre wir leben, möchte es uns da deutlich vor Augen ſtehn, wonach wir zählen. Heut wenigſtens wird uns ja wohl der Gedanke nicht fremd ſeyn, daß es die neue Schöpfung iſt, der Augenblick, wo eine neue Welt geboren ward, der, wo durch des Herrn Geburt das Alte vergangen iſt und Alles neu geworden.

Und ſo laßt uns denn feiern den Tag unſerer neuen Geburt, feiern dadurch, daß heute anfange immer mehr zu vergehen das Alte, das noch bei uns geblieben. So werde denn jetzt und immerdar neu der Glaube an Ihn, durch den das Alte vergangen, ſo erneure ſich in uns Allen der Geiſt der Liebe, und wo noch der alte Sauerteig des Unfriedens iſt, da welche er dem heutigen Liebesfeſte, — und in welchem Verhältniſſe wir leben mögen, da entweiche der alte unchriſtliche Sinn und mache dem neuen Geiſte Platz, — ſo laßt uns denn hingehen jeglichen an ſeinen Beruf und ſein warten in dieſem neuen Geiſte, in dieſem neuen Geiſte forſche der Eine nach Wahrheit, in dieſem neuen Geiſte ge-

ſchehe Alles was der Andere unternimmt zur Verſchönerung des Lebens, in dieſem neuen Geiſte möge der Bürger ſich anſchließen an ſein Vaterland, im neuen Geiſt der Oberherr ſeiner Untergebenen pflegen, — der neue Geiſt bemächtige ſich der Ehegatten, und das Wort, das uns heut von fröhlicher Kinder Lippen entgegenſchallt, daß Weihnacht iſt, es möge jedem der es hört zurufen: „Das Alte iſt ja vergangen, drum ſorge auch du, daß Alles neu werde!“ Amen.

II.

Das Evangelium von der Himmelfahrt Christi eine nothwendige Ergänzung zu allen übrigen Lehrstücken des christlichen Glaubens.

Himmelfahrtspredigt.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit Euch Allen! Amen.

Evangel. Marc. 16, 14—19.

Zuletzt, da die Elf zu Tische saßen, offenbarte er sich, und schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit, daß sie nicht geglaubt hatten denen, die ihn gesehn hatten auferstanden. Und sprach zu ihnen: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getaufet wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden. Die Zeichen aber, die folgen werden denen, die da glauben, sind: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden.“ Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet, ward er aufgehoben gen Himmel und sitzet zur rechten Hand Gottes.

Wir sind jetzt, christliche Freunde, in der Reihe der hohen Feste zu demjenigen gelangt, welches das letzte ist, das zum Gedächtniß der großen Begebenheiten aus dem Leben des Herrn begangen wird. Das nächste große Fest, das wir in gemeinsamer Feier begehen werden ist nicht mehr eine Gedächtnißfeier einer Begebenheit

aus des Heilandes Leben auf Erden. Wenn nun bei diesem, dem Pfingstfeste, seiner, von den übrigen Festen abweichenden, Natur wegen, unser Gefühl ein anderes ist, als bei jenen, eben weil es nicht unmittelbar den auf Erden wandelnden Erlöser zum Gegenstand hat, so kann uns das nicht wundern. Vergleichen wir daher, was im Pfingstfest und was im Himmelfahrtsfest gefeiert wird, mit den übrigen Festen, so müssen wir Alle sagen: das letztere schließt sich mehr an alle übrigen Feste an, und ist seine Bedeutung noch mehr mit ihnen verwandt. Und dennoch werden wir nicht leugnen können, daß das Festgefühl am Himmelfahrtstage ein ganz anderes ist, als an allen andern christlichen Festtagen; nicht nur so ein anderes, wie etwa die Osterfreude eine ganz andere ist, als die Weihnachtsfreude, sondern die Geistesstimmung, die, bei aller Verschiedenheit, an jenen beiden Tagen, dennoch eine verwandte war, weicht am heutigen Tage in ihrem ganzen Wesen bedeutend von jener ab. Ja, die Feststimmung sogar am Pfingstfest ist der an jenen andern Festtagen ähnlicher, als die am heutigen Tage. Diese Verschiedenheit des Festgefühls ist es, die sich in Aeußerungen der Art zeigt, wie wir sie vielleicht oft gehört, manchmal vielleicht selbst ausgesprochen haben. So sagen Einige geradezu, es sey ihnen an diesem Tage minder festlich zu Muthe. Und wenn auch in unserer Gemeinde der Gebrauch, daß gerade an diesem Tage am zahlreichsten im ganzen Jahre sich die Theilnehmer an der Abendmahlsfeier versammeln, eine minder festliche Stimmung nicht aufkommen läßt, so möchte doch das erhöhte fromme Gefühl, das Viele heut belebt, auch mehr sich auf jene heilige Feier beziehn, als in dem Feste selbst seinen Grund haben. — So sagen wiederum Andere, indem sie mehr den Gegenstand des Festes im Auge haben, als ihre Feststimmung, es scheine, als sey mit dem Osterfeste schon der Schluß erreicht in der Reihe der christlichen Gedächtnißfeste, und die Himmelfahrt sey nur wie ein schwächerer Abglanz der Auferstehung, daher habe denn auch das Fest nicht diese Wärme wie die andern Feste, es sey minder erhabner Natur, und habe einen kältern, man möchte sagen trockneren Anstrich. — So ist endlich nach Anderen dies Fest, wenn sie ihm eine eigenthümliche Be-

deutung zuſchreiben wollen, nur eine Vorbereitung und ein Vorfeſt auf die Pfingſttage, wie etwa die Adventstage aufs Weihnachtsfeſt hinweiſen.

So viel Irriges nun, meine Freunde, ſolchen Aeußerungen zu Grunde liegen mag, und wirklich, wie nachgewieſen werden kann, liegt, ſo iſt doch eine ſo weit verbreitete Anſicht auch eine kräftige Veranlaſſung, unſere Aufmerkſamkeit darauf zu richten, ob nicht in der That in unſerm Feſte Etwas liegt, wodurch es weſentlich von allen andern abweicht, und woran jenes Irrige ſich knüpft. Wenn wir nun dort, wo wir überhaupt ſtets die beſte Auskunft erhalten, in der Schrift nachforſchen, und was ſie von der Himmelfahrt ſagt, mit Ernſt erwägen, ſo finden wir wirklich einen ſolchen Unterſchied. Nämlich wo nur in der heiligen Schrift die Rede iſt von der Himmelfahrt, wird ihrer immer erwähnt im Verein mit dem Sitzen des Heilands zur rechten Hand Gottes. Die erſten Worte, welche die Engel zu den Jüngern ſprechen, weiſen darauf hin; der Schlußvers unſeres, ſo eben verleſenen Evangelii ſpricht dieſe Hinweiſung aufs Beſtimmteſte aus. Daß nun das Sitzen des Heilands zur rechten Hand Gottes von der Kirche nicht durch ein beſonderes Feſt gefeiert wird, liegt in der Natur der Sache, da das ja ein immer fortdauernder Zuſtand iſt, in dem nicht ein beſonderer Augenblick vor den andern hervortritt. So wie man nun alſo die Himmelfahrt Chriſti anſieht als den Anfangspunkt der Herrlichkeit, welcher Er wieder theilhaft geworden, ſo ſpringt auch ſogleich der Unterſchied dieſes Feſtes von allen übrigen in die Augen. In allen andern Feſten nämlich feiern wir das Andenken einzelner in ſich vollendeter und beſchloſſener Begebenheiten, die ihre volle Bedeutung, für ſich betrachtet, haben, und wenn ſie ſo ihren Charakter und ihre eigenthümliche Farbe darin haben, daß ſie Gedächtnißfeſte ſind, in denen eine Begebenheit gefeiert wird, ſo tritt dagegen in dem heutigen Feſte mehr die Lehre hervor, denn das möchte ja wohl der Unterſchied ſeyn zwiſchen dem Erzählen einer Begebenheit und dem Mittheilen einer Lehre, daß dort von einer Wahrheit, die geweſen iſt, hier von einer, die noch beſteht, Kunde gegeben wird.

So gewiß nun aber alles das, deſſen wir in den andern hohen Feſten gedenken, geſchehene Begebenheiten ſind, eben ſo gewiß iſt es doch auch, daß ſie Wichtigkeit und Bedeutung auch für uns haben. Und wenn nun in den übrigen Feſten eben die Begebenheit ſo beſonders ins Licht tritt, ſo bedarf es bei einem Jeden, der ſich in die Betrachtung derſelben vertieft, einer Warnung, daß er ſie nicht nur als etwas Geſchehenes betrachte, ſondern ſich ihrer gegenwärtigen Bedeutung, ihrer ewigen Wahrheit bewußt werde. Jede geſchehene Begebenheit iſt von uns getrennt hinſichtlich der Zeit — ſie iſt etwas Vergangnes, — und hinſichtlich der Perſonen — es ſind Andre als wir, die ſie erlebten. — Wenn nun, was allerdings in jenen heiligen Begebenheiten ſelbſt nicht liegt, durch eine falſche Betrachtungsweiſe deſſen, was uns erzählt wird, gar leicht ein irriges und gefährliches Trennen deſſen, was zu unſerm Heil geſchehen iſt, von unſerm Bedürfniß und unſerm Leben entſteht, und der Menſch, ſtatt in der Wahrheit zu leben, ſeinen Blick nur auf die Vergangenheit richtet, ſo müſſen wir der Gnade Gottes danken, daß ſie uns Etwas geoffenbart hat, wodurch ſie ſolch irrige Betrachtungsweiſe abweiſt, und müſſen der Kirche Weisheit bewundern, welche dieſe belehrende Offenbarung ſo hoch hielt, daß ſie ſie durch ein eignes Feſt verherrlichte. Nämlich das Lehrſtück von der Himmelfahrt des Herrn iſt am beſten geeignet uns davor zu bewahren, daß wir, was ewige Wahrheit hat, von uns entfernen, als ein uns Fremdes betrachten und ſo das Leben ſuchen bei dem Todten. So ergänzt es, möchte ich ſagen, und beſchließt die ganze Lehre von des Heilandes Gnadenwerk, und um uns dies deutlich zu machen, möge unſer heutiges Evangelium uns die Veranlaſſung ſeyn zu betrachten, wie es iſt:

Eine nothwendige Ergänzung zu allen übrigen Lehrſtücken des chriſtlichen Glaubens.

Und du, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit. Dein Wort iſt die Wahrheit! Amen.

I. Als wir in dieſem Kirchenjahre die Reihe der chriſtlichen Feſte mit dem Weihnachtsfeſte begannen, da war der Schluß unſerer gemeinſamen Betrachtung, wozu jenes große Feſt Veranlaſſung

war, dieſer: daß die Hauptlehre des Chriſtenthums die ſey, daß der Sohn Gottes Menſch ward und als Menſch lebte. Wir ſind nun in der Reihe der Gedächtnißtage an die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Chriſti zum letzten derſelben gelangt; unſer Blick hat ihn aufmerkſam begleitet von der Krippe zu Bethlehem an bis nach Golgatha, und hat ihn nicht verlaſſen, als er des Todes Banden ſprengte, und immer wieder iſt es uns deutlich geworden, wie darin, daß er als Menſch lebte, als Menſch litt und ſtarb, als Menſch auferſtand, der eigentliche Segen des Chriſtenthumes liege. Aber wenn wir nun jene Lehre, wie ſie eben ausgeſprochen ward, genau ins Auge faſſen, ſo liegt darin Etwas, was die richtige Anſicht von der Heilslehre dennoch trüben könnte. Er war Menſch, er hat als Menſch gelebt, er iſt als Menſch auferſtanden. Es iſt alſo etwas Vergangenes, woraus ſolches Heil hervorgeht. Alle jene groſſen Augenblicke aus dem Leben Chriſti ſind geweſen, ſind vergangne Begebenheiten, und ſcheinen uns zu beſtärken in der Meinung, daß es etwas ganz Vergangnes iſt, wovon wir unſer Heil zu erwarten haben. Denn jetzt wird er ja nicht mehr geboren, jetzt leidet und ſtirbt er nicht mehr, jetzt wird er nicht mehr von den Todten auferweckt, mit einem Wort, jetzt iſt er nicht mehr Menſch. Und wie die Erinnerung an vergangne beſſere Tage, ſo ſchön ſie iſt, dennoch nur einen ſchwachen Troſt und einen ungenügenden Erſatz gewährt für die trübere Gegenwart, ſo möchte Mancher auch meinen, es ſey ſonderbar, daß der Menſch zu ſeines Glaubens Gegenſtand eine Vergangenheit habe, ſein Heil gründe auf den Glauben an eine Begebenheit, die vor langen Jahren Statt gefunden. Daß Chriſtus Menſch war, möchte Mancher ſprechen, was hat davon die Gegenwart, ja wenn er es noch wäre! — Sie haben eigentlich ſo unrecht nicht, die ſo ſprechen. Allerdings iſt das erklärlich, daß die Gewißheit, wie wir gegenwärtig glücklich ſind, uns froh machen wird, viel weniger aber, daß die Gewißheit, wir waren glücklich, uns beſeligen wird. Daher kommt es denn auch, daß unter den Einwänden, welche gegen das Chriſtenthum und gegen die Lehre vom ſeligmachenden Glauben erhoben werden, ſich dieſer auch oft hören läßt:

Es ſey thöricht, ſeine Seligkeit von dem Glauben an eine vergangne Begebenheit zu erwarten, und Viele, die dies nicht wollten, haben um nicht ſo blos in der Vergangenheit zu leben, lieber die Lehre, daß Chriſtus Menſch ward und als Menſch lebte, ganz bei Seite gelaſſen, haben irgend etwas Anderes zum Anker ihres Glaubens und zum Grund ihrer Hoffnung gemacht, um ſie nicht auf Etwas zu gründen, was nicht mehr beſteht. Es ſind uns vielleicht auch manchmal Aeußerungen der Art zu Ohren gekommen, wie man in Worten und Schriften ſie findet, daß nicht von dem, was da war, und nicht von dem Glauben an das, was vor faſt zwei Jahrtauſenden geſchah, die Seligkeit komme, ſondern von dem, was noch iſt und noch geſchieht. Da macht denn der Eine ſeine Seligkeit abhängig von ſeinen Werken, und ſpricht, auf den Glauben kommt es nicht an, denn der bezieht ſich nur auf Vergangenes, ſondern darauf, was ich jetzt und was ich immer thue. Da will ein Andrer, der die Unzulänglichkeit ſeiner eignen Werke erkannt und eingeſehen hat, wie es ohne Gottes Nachſicht auch um den Beſten gar ſchlimm ſtünde, wohl dieſe gelten laſſen, will aber einen nähern Zuſammenhang der Gnade und Nachſicht Gottes mit dem, was der Heiland that und litt, nicht wahr haben. So denkt und ſpricht vielleicht Mancher: — es giebt in der That Solche — „ich bedarf Chriſti nicht, denn er zeigt höchſtens, wie Gott barmherzig war, (wenn er nämlich in der That ein Mittler geweſen iſt zwiſchen Gott und uns), mir iſt der geweſene Mittler unnöthig, ich wende mich ohne einen ſolchen Mittler an den Gott, der noch jetzt barmherzig iſt.“ — Daß der Art Aeußerungen irrig, daß ſie unchriſtlich ſind, wer verkennt das? Aber wir können auch das nicht leugnen, daß ſehr Viele unter uns, die von der Erlöſung in Chriſto ſprechen, es in einer Weiſe thun, die Jene noch mehr in ihrer Meinung beſtärkt. Wenn nämlich immer geſagt wird: dies geſchah, und das iſt vollendet und jenes hat ſich begeben, da mag den Schwachen, die zum Glauben erſt ſollen gebracht werden, unheimlich werden, und mit Recht mögen ſie ſprechen: Wie ſchön war es damals. Ja wir können uns nicht wundern, wenn ſie nun weiter gehen und am Ende ſprechen: von der Annahme und dem

Fürwahrhalten einer vergangnen Begebenheit kann Heil und Seligkeit nicht abhängen. Wir müssen solche Aeußerungen für erklärlich halten, weil ihnen bei allem Irrigen doch auch das Richtige zu Grunde liegt, daß, wovon die Seligkeit abhängt, ewige Wahrheit haben, ewig, auch gegenwärtig noch gelten und bestehn muß.

Wie willkommen nun, meine christlichen Freunde, muß uns Allen, wo entweder in uns selbst sich derlei Zweifel regten, oder wir sie in Andern gewahr wurden, dies Fest seyn, welches uns eine Thatsache vor Augen führt, recht eigentlich dazu geschickt, den Gott-Menschen nicht als eine Erscheinung der Vergangenheit, sondern in seiner ewigen Gegenwart uns vor Augen zu führen. Den Schluß des irdischen Lebens Christi macht seine Himmelfahrt. Eine andre Art, die Erde zu verlassen, ein zweiter irdischer Tod etwa, hätte allerdings der Meinung Raum geben können, daß die Vereinigung zwischen Gott und Menschen, die in ihm sichtbar geworden war, wieder gelöst sey, aber jetzt steht einer solchen Meinung die Lehre entgegen, daß er, wie er war, Gott und Mensch, sich zum Himmel erhob und beim Vater ewiglich herrscht. Jene Vereinigung zwischen Menschheit und Gott, welche die Jünger mit Augen sahen und mit Händen betasteten, jenes kundlich große Geheimniß besteht noch jetzt, und mit ihm die Verheißung der Engel, daß er eben so, d. h. eben so als Gott-Mensch herrschen werde und wiederkommen. Also, was das Beseligende ist in dem Leben Christi, daß Gott und Menschheit in ihm vereinigt und versöhnt sind, das hat nicht aufgehört, und mit großem Nachdruck spricht der Apostel nach der Himmelfahrt Christi es aus, daß wir nur Einen Mittler haben, den Menschen Jesum Christum. Und wenn wir nun mitunter Menschen sehn, welche, wenn sie von der Herrlichkeit des Heilands sprechen, an der wir Theil nehmen sollen, grob sinnliche, irdische Vorstellungen und Erwartungen haben, immer noch an einem bestimmten Ort, mit Fleisch und Bein ihn zu sehen hoffen, so können wir bei allem dem, was uns an solcher Vorstellung irdisch, ja kindisch erscheinen mag, dies Eine nicht leugnen: Ist es überhaupt die Menschheit Christi, welche das Heil gebracht hat, wahrlich so stehen sie

mit allen ihren sinnlichen Vorstellungen der Wahrheit näher, als die Andern, welche meinen, die Vereinigung zwischen Gott und Menschen in Christo habe nur dreißig Jahre gewährt.

Die haben darum ganz recht, die da sprechen: es sey nicht einzusehn, wie das Anerkennen und Fürwahrhalten einer vergangnen Begebenheit uns selig machen könne. Wir sagen das auch, aber stimmen nicht ein in die Worte, die sie hinzufügen, daß darum der christliche Glaube die Seligkeit nicht gewähre. Unser Glaube ist nicht so nur auf die Vergangenheit gerichtet, er ist die freudige Gewißheit der herrlichsten, ewigen Gegenwart. Daß der Herr, welcher den Welt die Vereinigung von Gott und Menschen sichtbar darstellen mußte, damit der Glaube möglich werde, daß er nicht mehr sichtbar unter uns wandelt, das macht uns nicht irre, wir wollen ihn ja nicht, den Thomassinn, der nur aufs Sehen seinen Glauben gründet. Wir wissen es dennoch, — das, was uns selig macht, besteht und wird in Ewigkeit bestehn, denn der zum Himmel stieg und dort regiert, der ist nicht nur Gottes Sohn, Er ist noch jetzt der Sohn des Menschen! —

II. Wenn nun so unser heutiges Evangelium einerseits durch die Begebenheit, die es erzählt, alle die Zweifel widerlegt, die sich gegen den christlichen Glauben geltend machen wollen, aus der Ursache, weil der Gegenstand desselben eine oder mehrere vergangne Begebenheiten seyen, so enthalten wiederum die letzten Worte, welche den Heiland vor seiner Himmelfahrt sprach, und die uns auch in demselben Evangelio aufbehalten sind, die Widerlegung eines andern Einwandes, der auch sich gegen den Glauben richtet und ihn versucht wankend zu machen. Ich habe schon im Anfang unserer Betrachtung darauf hingedeutet, daß jede geschehene Begebenheit von uns hinsichtlich der Zeit, in welcher sie geschah, und hinsichtlich der Personen, die sie erlebten, getrennt ist. Wenn wir nun bisher nur diejenige Entfernung dessen, was die Lehrstücke des Glaubens erzählen, von uns, ins Auge faßten, die darin zu liegen scheint, daß das dort Erzählte vor langer Zeit geschehen ist, so bleibt uns doch

noch ein Zweifel zu beſeitigen übrig, der beſonders auf das Letztere ſich gründet, auf die Verſchiedenheit der Perſon nämlich, von der die chriſtliche Lehre erzählt, von denen, denen ſie gegeben iſt.

Nämlich das auch zugegeben, daß die Gegenſtände des chriſtlichen Glaubens nicht vergangne Begebenheiten ſind, ſondern Etwas, was noch jetzt eben ſo iſt, wie es damals war, zugegeben auch dies, ſo fragt ſich's doch noch immer, wie an der Vereinigung Gottes und der Menſchheit, wie ſie in Chriſto Statt fand und noch Statt findet, wie wir auch an dieſer Theil nehmen. Es ſcheint nämlich auf den erſten Anſchein (und Viele begnügen ſich damit und bleiben bei dem erſten Anſchein ſtehen), als ob ſolche Vereinigung mit Gott wohl dem Menſchen Jeſus zum Heil gereichen könne, indeß ſey es nicht abzuſehn, wie die Gewißheit: Er, der Menſch Jeſus iſt der ewige Sohn Gottes, wie ſie Etwas ſeyn könne, was den Uebrigen auch zu Gute kommen könne. Höchſtens könne es Mitgefühl, Theilnahme, Mitfreude ſeyn, die uns bewege, wie aber dadurch eine Freude in uns kommen könne, deren Gegenſtand unſer eignes Wohl und Glück ſey, das könne man nicht recht einſehen. Dieſe Art von Einwürfen iſt es denn auch, die ſich gegen alle einzelnen Lehrſtücke unſeres Glaubens gezeigt hat und fortwährend erhoben wird. So fragen ſie, was Chriſti Menſchwerdung uns helfen könne, wie es dem vernünftigen Menſchen denkbar ſey, daß ſein Tod uns Etwas nütze, wie man Jemandem zumuthen könne, in ſeiner Auferſtehung und Verherrlichung Etwas zu ſehn, worüber wir als unſere eigne Verherrlichung triumphiren könnten.

Mitchriſten, auf dieſe Fragen eine Antwort zu geben, die den Gläubigen genügte, wäre leicht, aber auch unnütz, weil ſie, in ihrer eignen Erfahrung ſich der Seligkeit bewußt, ſolcher Antwort nicht bedürfen und eben darum nicht ſo fragen. Aber etwas Anderes iſt es bei denen, welche den Glauben noch nicht haben, und nun bei den Gläubigen nachforſchen und fragen: Wie iſt es denn damit. Hier ſind wir, wie überall, ſchuldig Rechenſchaft von unſerm Glauben zu geben und ihn zu verantworten, damit, ſo viel an uns iſt, jenem Fragenden ſeine Zweifel ſich als nichtig erweiſen, und ein

Hinderniß weniger ſeinem Gläubigwerden entgegenſteht. Wir müſſen es ihm zeigen, wie, ohne unvernünftig zu ſeyn, man annehmen könne, was er für unmöglich hält. Das können wir nun wohl nicht beſſer und deutlicher thun, als indem wir ihn hinweiſen auf andre Verhältniſſe, die im Kreiſe ſeiner Erfahrung liegen, wo etwas ganz Aehnliches Statt findet, damit er, an jene ſich erinnernd, ſich's einigermaßen denken könne, wie die Vereinigung Gottes und der Menſchheit in Chriſto auch uns alle beſeligen könne. Sehen wir nämlich auf die Verhältniſſe, wo ein Menſch mit Leib und Seele zu irgend einer Gemeinſchaft gehört, Theil iſt in einem größeren Ganzen, und mit ganzem Herzen an dieſer Gemeinſchaft hängt, ſo kommen da Fälle vor, wo jeder der in keiner ſolchen Gemeinſchaft lebt, eben ſo verwundert ſeyn wird, als Jene, wenn ſie dem Gläubigen der Art Fragen vorlegen. Sey nun die Gemeinſchaft, der ein Menſch ganz angehört, ſeine Familie, ſey es ſeine Standesgenoſſenſchaft, ſey es ſein Vaterland, — kurz, wenn ein Menſch in irgend einem ſolchen Verbande ganz ſeine eigne Perſon vergißt, und jede Ehre, die ſeiner Familie, ſeinem Stande, ſeinem Vaterlande erwieſen wird, als ſeine eigene anſieht, über dem Wohlſeyn ſolcher Gemeinſchaft ſein eignes Leid vergißt, da möchte ein Andrer, der von ſo einer Gemeinſchaft nichts weiß und nichts ahndet, wohl auch fragen, ja was iſt denn ſo Dir Großes und Gutes widerfahren, daß Du ſo jubelſt und Dich freueſt? Fragt Ihr darum, Ihr, die Ihr es nicht begreift, wie ein Gläubiger ſich des Menſchgewordnen Sohnes Gottes freut, fragt Ihr, wie das möglich ſey? — wir verweiſen Euch auf Euer Leben in irgend einer ſolchen Gemeinſchaft, wie jetzt erwähnt ward (ganz ohne dergleichen wird ja keiner von Euch ſeyn), wir geben Euch die Frage wieder. Sagt doch Ihr, wie denn das möglich iſt, daß Ihr ſo über Eure Familie, oder was es nun ſeyn mag, woran gerade Euer Herz hängt, Euch ſo freuen könnt, daß, was ſie trifft, Ihr anſehet, als ſey es Euch geſchehn? — Ihr werdet ſprechen: Ja, das iſt auch wirklich uns geſchehen; indem wir durch die Liebe zu dieſem größeren Ganzen ein Theil deſſelben geworden ſind, trifft auch uns, was das Ganze betrifft. Es iſt gleichſam eine Gnade, die jene

Gemeinſchaft dem Einzelnen in ihr erweiſt, daß ſie Alles, was ſie trifft, dem ihr eng Verbundenen mittheilt, und Ihr habt ganz recht, wenn Ihr ſo ſprecht. Nun, was Euch ſo Eure Familie, oder Eure Genoſſenſchaft, oder Euer Vaterland iſt, das iſt uns der Herr. Auch er iſt ein ſolches größeres Ganze, das den ihm engverbundnen Theilen Alles mittheilt aus Gnade. Dieſe Vergleichung, meine Mitchriſten, iſt nicht eine willkührlich erſonnene, nicht eine, wo man durch einzelne Aehnlichkeiten den Andern überraſcht und zum Schweigen bringt, nein, das Verhältniß Chriſti zu den Gläubigen iſt in der That ganz ein ſolches. Die Schrift nennt uns Glieder an ſeinem Leibe; was dem Leibe Gutes widerfährt, das widerfährt allen Gliedern, was ihm ſchadet, dadurch leiden auch ſie Schaden, was jenen ehrt, das ehrt auch dieſe, was ihn verunehrt, bringt auch den Gliedern Unehre. Und darum, Mitchriſten, ſagte ich, daß die Worte, welche der Herr nach unſerm Evangelio vor ſeiner Himmelfahrt ſprach, daß ſie das Räthſel löſen, wie die Vereinigung Gottes und der Menſchheit in ihm uns Allen zu Gute komme.

In den letzten Worten nämlich die, der Herr ſprach, ſetzt er die Taufe ein, als die Einweihung zu Gliedern an ſeinem Leibe. Nehmen wir nun den Zuſatz zur Einſetzung der Taufe, den wir an einer andern Schriftſtelle finden, und den wir hören überall, wo die Taufe vollzogen wird, daß wer da glaubet und getaufet wird, die Seligkeit erhalten ſolle, ſo wird es uns klar, wie gerade dieſe Worte den eben berührten Zweifel beſeitigen. Wer, durch die Taufe dazu eingeweiht, durch den Glauben wirklich ein lebendig Glied an ſeinem Leibe geworden iſt, der erkennt eben in dem Herrn die Wurzel ſeines Lebens, dem iſt er der innerſte Kern ſeines Lebens, der iſt ſo mit ihm verwachſen, daß, was des Herrn iſt, auch ihm angehört. Kann erſt der Menſch mit dem Apoſtel ſprechen: „Nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebt in mir," hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn wir leben, wir dem Herrn leben, wenn ſterben, dem Herrn ſterben, kurz im Leben und Sterben ihm angehören, nun da hat es ihm keinen Sinn, daß es räthſelhaft ſey, wie man ſich freuen

könne der engen Verbindung mit Gott, in welcher der Heiland — ein Fremder — lebe. Der Herr ist ihm ja kein Fremder mehr, der Herr ist seine Seele, sein Leben, sein Alles; der Herr ist ihm das, was nur in niederm Grade dem Einen sein Haus ist, dem Andern sein Vaterland. Wir sind durch Taufe und Glauben seine Glieder, das ist die Antwort, die wir dem geben, der da fragt, was hat denn Christi Verwandtschaft mit Gott für Euch für Bedeutung, wir sind Eins mit ihm, darin liegt die Lösung dessen, was Dir so räthselhaft erscheint, denn in ihm sind und leben auch wir mit Gott untrennbar aufs engste verbunden.

Und so, Mitchristen, ist uns denn jetzt erst klar die hohe Würde und Bedeutung unseres Festes. Es ist eine zweifache Begebenheit, die wir feiern, die Himmelfahrt des Herrn und die Einsetzung der Taufe, beide geeignet, beide nothwendig um Licht zu verbreiten über das, was wir betrachtet haben in der Reihe unserer Feste. Wohl werden wir auch jetzt noch sagen, daß unser heutiges Fest sich wesentlich unterscheidet von allen anderen darin, daß die Begebenheit, der wir heute gedenken, weniger als alle übrigen, deren Gedächtniß gefeiert wird, für sich allein verständlich und erhebend ist, sondern aufs engste mit ihnen allen zusammenhängt und auf sie zurückweist. Aber wir werden es darum nicht ein kälteres, ein minder hohes Fest nennen. Nein, obgleich heute viel mehr als an allen übrigen Festen der Blick sich auf eine Lehre richtet, und weniger auf eine Begebenheit, dennoch ist es ein Fest der Freude und des Jubels, denn die Lehre, die es uns einprägt, ist ja die Verkündigung, daß immer und ewig die Gnade Gottes besteht. Und wenn die Himmelfahrt des Herrn uns ihn in seiner ewigen Gegenwart erkennen läßt, wenn sie uns zeigt, wie er noch ist, der er gewesen, und noch beseligt, wie er beseligte, so rückt die Kunde von dem Bunde, den er gestiftet, ihn uns noch näher; denn sie ist es ja, die es uns ins Herz prägt, daß Jeder, der ihm angehört, eins ist mit Gott, daß wir Alle, die wir getauft sind, mit ihm begraben sind in den Tod, Alle auch auferstanden in ihm. Und so möchten wir

in doppeltem Sinne dies Fest ein Himmelfahrtsfest nennen, das Fest nämlich, wo seiner Himmelfahrt gedacht wird und zugleich gedacht wird der engen Verbindung, die er knüpfte zwischen sich und uns, und die uns so an ihn kettet, daß er uns mit sich zieht, und erfüllt wird sein hohenpriesterlich Gebot: „Vater ich will, daß wo ich bin, auch die seyen, die du mir gegeben!“ Amen. —

III.

Der Glaube macht ſelig.

Die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes ſey mit Euch Allen! Amen.

Text, Eph. 2, 8. 9.

Denn aus Gnaden ſeyd ihr ſelig geworden, durch den Glauben; und daſſelbige nicht aus euch, Gottes Gabe iſt es; nicht aus den Werken, auf daß ſich nicht Jemand rühme.

Chriſtliche Freunde, die Worte des Apoſtels Paulus, welche wir jetzt eben vernommen haben, enthalten die Lehre, welche den Mittelpunkt faſt aller ſeiner Briefe bildet und auf die er immer wieder zurückkommt. Es iſt dies die Lehre, zu welcher von jeher alle frömmeren Gemüther ihre Zuflucht nahmen, wenn Alles um ſie wankte und ihre zweifelnden Gedanken jeden Halt des Lebens zu verlieren drohten; es iſt die Lehre, welche namentlich der Glaubensheld, welcher vor drei Jahrhunderten den evangeliſchen Glauben unter uns erneuerte, als diejenige erkannte, auf die es vor allen andern ankommt, und mit deren Stehen oder Fallen auch das ganze Chriſtenthum ſteht oder fällt. Es iſt dies die Lehre, daß der Glaube ſelig macht. — Die hohe Würde und Bedeutung, welche dieſe Lehre mitten unter den andern Glaubenslehren behauptet, macht es erklärlich, ja läßt es ſogleich vermuthen, daß der Unglaube gerade gegen dieſe Lehre ſich werde geſträubt haben, und ſo iſt es wirklich von jeher

gewesen, vom Anfang an, wo das Christenthum sich zu verbreiten begann, hat es an Widersachern nicht gefehlt. Beides nun, sowohl dies, daß auf diese Lehre so viel ankommt, als auch dies, daß sie so viel angefeindet wurde, ist dem Apostel Veranlassung gewesen, auf die mannigfachste Weise die Zweifel, die sich dagegen regten, zu widerlegen, und dem Unglauben, wo er sich nur regte, zu begegnen. Dieselbe Veranlassung haben wir noch jetzt. Die Lehre selbst hat von ihrer Würde nichts verloren, und auch ihrer Widersacher sind nicht weniger geworden, ja es machen sich von Tage zu Tage scharfsinnigere und triftigere Gründe gegen diese Lehre geltend, so daß, wie uns überhaupt die Pflicht obliegt, Rechenschaft zu geben von unserm Glauben; uns das Verantworten gerade dieser Lehre besonders wichtig seyn muß, sowohl damit sie uns selbst zum klarern Bewußtseyn komme, als auch, damit wir, so viel an uns liegt, Andre zur bessern Erkenntniß derselben bringen.

Von jeher und auch in unsern Tagen wird der Lehre vom seligmachenden Glauben eine andere Lehre entgegengestellt, die wir in unsern Textesworten erwähnt und verworfen finden, die, daß es die Werke des Menschen seyen, welche ihn selig machten, und nicht sein Glaube. Ein Grund, und zwar der gewöhnlichste, aus dem man dies thut, ist in den Textesworten angedeutet. Nicht aus Euch, spricht der Apostel, sondern Gottes Gabe ist es, und damit sich nicht Jemand rühme. Der Grund, warum man so gern die Seligkeit von seinen Werken abhängig macht, ist dieser. Man rühmt sich so gern. Es ist der Hochmuth und Dünkel des menschlichen Herzens, das sich seiner Seligkeit gern als eines Werkes rühmen möchte, es ist der eitle Sinn, der sich schämt, irgend etwas als Geschenk anzunehmen; er will nichts aus Gnade haben, auch dann nicht, wenn Gott selbst der Geber ist, er will Nichts, was er nicht selbst verdiente. In ihrer Selbstgenugsamkeit gehn sie so weit, daß sie es des Menschen unwürdig halten, daß er aus göttlicher Gnade die Seligkeit empfange, es ehre ihn mehr, wenn er sie sich selbst erwerbe. Da, wo sich die Sünde des Hochmuths so unverhohlen zeigt, wo gar kein Zweifel darüber obwalten kann, aus wel-

chem Grunde die Zweifel an der Lehre vom seligmachenden Glauben hervorgehn, da giebt es nur ein Mittel, die Einwände dagegen zu beseitigen. Man mache den, der sie vorbringt, aufmerksam auf seine eigne Schwäche, man zeige ihm, wie kläglich es um seine Werke aussieht, und wie jämmerlich seine Vortrefflichkeiten sind, man lasse ihn erkennen, wie mit allen seinen Werken er nichts ist als ein Sünder, — andre Beweise giebt es für ihn nicht und keine andre Weise, seinen Irrthum zu widerlegen.

Es giebt aber auch Menschen, die sich auch von der Lehre abwenden, daß der Glaube selig mache, ohne daß in ihnen der Hochmuth so mächtig ist, wenigstens, ohne daß er in ihnen Zweifeln sich so offenkundig ausspräche und sie führen scharfsinnige, scheinbar sehr triftige Gründe an, warum sie mit dieser Lehre sich nicht befreunden können. Man hört nämlich sehr oft ungefähr so gegen diese Lehre sprechen: sie sey ganz und gar unvereinbar mit der Vernunft, und die Vernunft sey uns doch von Gott gegeben, und so ist es denn, namentlich in unseren Tagen, so weit gekommen, daß es für das Zeichen eines frömmelnden und abergläubischen Sinnes und eines unklaren beschränkten Geistes gilt, wenn einer noch der längst verschollenen Lehre anhängt, oder sie gar verkündigt, daß der Glaube uns selig mache. Wenn es uns nun überhaupt obliegt, jede Lehre, der wir anhängen, von dem Vorwurf zu retten, daß sie mit der, allerdings von Gott uns verliehenen, Vernunft streite, so haben wir, wo so ein Vorwurf dieser Lehre gemacht wird, doppelt diese Verpflichtung. Deswegen doppelt, weil wir selbst oder unseres Glaubens Genossen mit Schuld sind an diesem Vorwurf. Nämlich wie es sich vermuthen läßt, beruht ein solcher Vorwurf darauf, daß die Gegner die Lehre nicht recht kennen und falsch verstehen. Die irrige Auffassung aber ist eine solche, die wenn auch nicht hervorgebracht ist, so doch wenigstens genährt wird von sehr vielen, die jene Lehre für wahr halten. Mit einem Worte, unter den Gläubigen giebt es Viele, die so unverständig von dieser Lehre sprechen, daß es erklärlich ist, wenn jene Gegner die Lehre selbst für unvernünftig halten. Alle die, welche in der Lehre vom seligmachenden Glauben nur Unvernunft und Schwär-

merei sehen, thun es großentheils deswegen, weil sie weder unter Glauben das verstehn, was wirklich Glaube ist, noch auch das Verhältniß des Glaubens zur Seligkeit sich richtig denken. Darin werden sie nun bestärkt von sehr vielen sogenannten Gläubigen, die darin ganz mit ihnen übereinstimmen, daß sie einen falschen Glauben und eine falsche Seligkeit bei ihren Reden sich denken. Laßt uns nun, meine geliebten Freunde, was unsere Brüder, was zum Theil wir selbst oft mit verschuldet haben, wieder gut machen, indem wir eine Rechtfertigung versuchen der Lehre,

daß der Glaube selig mache.

Dies werden wir erreichen, wenn wir

Erstlich betrachten, was man sich gewöhnlich irriger Weise unter Glauben und Seligkeit vorstellt, und

Zweitens: dieser irrigen Ansicht die wahre Lehre entgegenhalten.

Und du, heiliger Gott, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit! Amen.

I. Unter dem christlichen Glauben pflegt man sehr oft, ja leider gewöhnlich, zu verstehen: das Fürwahrhalten gewisser vor langer Zeit geschehener Begebenheiten. Wie man im gemeinen Leben wohl sagt: ich glaube, daß Dies oder Jenes geschehen ist, so sey auch der Glaube im christlichen Sinne ein eben solches Glauben. — Von keiner einzigen Begebenheit, bei der wir nicht Augenzeugen waren, können wir eine feste Gewißheit durch uns selbst haben, sondern müssen sie auf Treu und Glauben von den Zeugen annehmen. Diejenigen nun, welche die Augenzeugen waren der Begebenheiten, welche Gegenstand des christlichen Glaubens sind, haben sie in der heiligen Schrift niedergelegt. Wer nun diesen Zeugen traut, wer der Bibel Zutraun schenkt, alles das annehme, was sie erzählt, und ohne zu zweifeln für wahr halte, was uns erzählt wird von Christo und den Propheten und Aposteln, von dem sagt man, er habe den Glauben, er sey ein Gläubiger.

Dieser Glaube nun, dies Fürwahrhalten jener vor achtzehnhundert Jahren geschehenen Begebenheiten, werde von Gott so belohnt, daß er jedem Gläubigen die Seligkeit schenke. Der Mensch könne, sündhaft wie er ist, nicht Gottes Gebote erfüllen, er müsse also ewig verdammt seyn, wenn nicht Gott sich seiner erbarmte. Nun aber wolle Gott, trotz dem, daß unsere Werke sie nicht verdienen, uns dennoch die Seligkeit schenken. Da stehe es ihm doch frei, was er wolle zur Bedingung des Empfanges derselben zu machen. Zu so einer Bedingung nun habe er den Glauben gemacht. Wer da glaube, d. h. wer die feste Ueberzeugung habe, daß Alles, was in der Schrift erzählt wird, wirklich geschehen sey, den werde Gott mit der Seligkeit belohnen, d. h. nach dem Tode, nach dem Ende des irdischen Lebens, werde Gott ihn mit Glückseligkeit und Wonne, als Lohn seines Glaubens beschenken. —

Mitchristen, so oder ähnlich haben wir die Lehre, daß der Glaube selig mache, wohl manchmal darstellen hören, so oder in ähnlicher Weise haben wir vielleicht selbst uns geäußert, wenn einmal sich die Gelegenheit gab, mit Andern von dieser Lehre zu sprechen. Da werden wir denn aber wohl auch die Erfahrung gemacht haben, daß mit so einer Darstellung nicht Alle zufrieden waren, sondern Mancher den Kopf schüttelte, Mancher seine Stimme dagegen erhob. Es wenden nämlich sehr Viele ungefähr Folgendes dagegen ein: „Möge es nun auch immer wahr seyn, daß der Mensch nicht die Gebote Gottes erfüllen könne, so müßte doch das Wenige was er vermag, so müßte doch der (wenn auch vergebliche) Wille und die (wenn auch fruchtlose) Anstrengung, etwas Gutes zu thun, in Gottes Augen mehr Werth haben, als das Führwahrhalten von irgend einer Begebenheit. Komme nun noch dazu, daß dies Begebenheiten seyen, durch zwei Jahrtausende von uns getrennt, so heiße das auf Gottes unwürdige Weise Willkühr üben, wenn er zur Bedingung der Seligkeit das Fürwahrhalten einer längst vergangnen Thatsache machte, welches, gelindest gesagt, doch weniger werth sey, als sittliche Anstrengung und das Streben nach Tugend.“ — Mitchristen, wir können uns gar nicht wundern, daß sie so sprechen. Denn ob

wir so einer Begebenheit Glauben beimessen oder nicht, ist doch unser Thun, und da müssen wir allerdings mit Jenen es sehr sonderbar und unwahrscheinlich finden, daß Gott an so einem Thun mehr Gefallen finde, als etwa daran, daß man Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuche. Ja wir müssen es natürlich finden, daß gerade die, welche von sittlichem Ernste beseelt sind, sich von solcher Lehre abwenden und sagen, es sey Gottes unwürdig so von ihm zu denken. Denn in der That heißt solcher Lehre anhängen, in Gott eine solche Willkühr setzen, wie sie der launenhafteste der Menschen nicht hätte, ja es heißt der Ruchlosigkeit und Bequemlichkeit Thür und Thor öffnen, weil es allerdings bequemer ist, eine Begebenheit (wäre sie auch nicht durch äußere Zeugnisse so beglaubigt, wie jene heiligen Begebenheiten) für wahr zu halten, als nach sittlicher Reinheit zu trachten.

Wollte man aber sagen, ja, alles dies seyen doch nur Einwände des unerleuchteten menschlichen Verstandes, das höhere Zeugniß, welches die heilige Schrift ablege, bestätige dennoch solche Lehre, so müssen wir dies geradezu leugnen. Es ist nicht so, daß solcher Glaube von der Schrift gelehrt wurde, als das Höchste und Herrlichste, es ist nicht so, daß sie sagte: wer, was da geschehen ist in jener Zeit, für wahr hält, werde die Seligkeit erlangen; von solchem Glauben, der nichts weiter ist, als so ein Zugeben und Fürwahrhalten von Etwas, was geschehn ist, von dem sagt Jacobus: „die Teufel glauben auch und zittern.“ Die Teufel wissen auch, daß Christus in die Welt gekommen ist, sie wissen es auch, daß er gelebt hat und gestorben ist, um die Menschen zu erlösen, und sie zweifeln gar nicht daran, sie stellen gar nicht die Wahrheit jener heiligen Begebenheiten in Abrede, sie leugnen gar nicht, daß das Alles geschehen — und werden sie darum selig werden? Nein, daß sie dies Alles glauben müssen, daß sie es nicht leugnen können, daß ist eben ihr Fluch, darum zittern sie. Seht da einen Glauben, der nicht selig macht! Und meint Ihr, daß der Glaube derer, die nicht einmal zittern, meint Ihr, daß der Glaube, der sie nicht kalt noch warm macht, der Glaube, in dem sie von Christo und seinem Er-

lösungswerke reden, wie von irgend einer gleichgültigen Geschichte, daß der selig machen könne? Nimmermehr! — Welcher vernünftige Mensch kann sichs denken, daß Gott etwa beschlossen hätte, ein Jeder der es zugibt, daß vor achtzehnhundert Jahren ein Pilatus gelebt hat, oder ein Landpfleger Felix, soll selig werden? — Keiner kann das. Jeder wird sagen, ob solch eine Thatsache anerkannt wird oder nicht, das ändert nichts Wesentliches im Menschen, denn welchem Menschen schlüge wohl das Herz höher, oder wer fühlte sich erhoben, wenn er dergleichen erfährt. Und seht, Mitchristen, ganz wie so eine unwichtige gleichgültige Sache, ganz so behandeln viele die Gegenstände des christlichen Glaubens. Sie wissen allerlei zu erzählen, von des Heilands Werken, sie vergessen kein Wunder, das er that, oder die Propheten, oder die Apostel, sie bezweifeln auch alles dies nicht, sie messen allen löblichen Erzählungen Glauben bei, wie wir etwa dem zu mißtrauen nicht werth halten, der uns irgend eine gleichgültige Geschichte erzählt, — sie werden aber bei ihrem Glauben nicht warm und nicht kalt, er ist ihnen auch nur Gegenstand ihrer kalten Gespräche. Und solcher Glaube sollte selig machen? Nimmermehr; wir halten fest an dem Worte der Schrift, welches sagt, daß solcher Glaube nicht selig mache, denn die Teufel glauben auch, aber sie zittern. —

II. Und so scheint es fast, meine Freunde, als müsse sowohl ein ernstes besonnenes Nachdenken, als auch das ausdrückliche Zeugniß der heiligen Schrift uns dahin bringen, die Lehre, daß der Glaube selig mache, geradezu zu verwerfen. Wenn nun aber die Kirche auf diese Lehre das Heil gründet, wenn in so vielen Stellen der heiligen Schrift, wenn namentlich in unseren Textesworten diese Lehre als die einzig wahre verkündigt wird, — wie ist es nun? Ist da wirklich ein unauflöslicher Widerspruch zwischen dem, was jedes besonnene Nachdenken uns sagen muß, und was auch der Apostel Jacobus ausdrücklich predigt, und dem, was wir als Textesworte vernahmen? — So wäre es allerdings, wenn in diesen und ähnlichen Aussprüchen des Apostels Paulus unter Glauben das verstanden

würde, was wir eben betrachtet haben. Dann wäre ein Widerſpruch da und es ſtünde in Jedes Belieben, wofür er ſich entſcheiden wollte, ob für das, was der Herr durch Paulum, ob für das, was durch Jacobum verkündigt. Aber ſo iſt es nicht. Der Glaube, der ſelig macht, das heißt der wahre chriſtliche Glaube iſt etwas Andres als ſolch ein Nichtbeſtreitenkönnen einer vergangenen Begebenheit, er iſt unendlich viel mehr. Das Leben in der freudigen Gewißheit, daß wir durch Chriſtum mit Gott verſöhnt ſind, das Bewußtſeyn, daß wir durch ihn Frieden mit Gott haben, die ſtille Ruhe des Herzens, — das iſt es was der Chriſt Glauben nennt. Wenn im gemeinen Leben man von irgend einer Sache ſagt: Ich weiß das nicht gewiß, ich glaube es nur, — ſo iſt für den Chriſten ſolches Glauben nur ein Wort, das zufällig gleichen Klang hat mit dem, was er ſo nennt. Sein Glaube iſt ganz etwas Anderes, ſein Glaube iſt die feſteſte Ueberzeugung, ſichrer als jede andre, ſein Glaube iſt die zweifelsfreie Gewißheit, in der der Apoſtel ſagen konnte: Und wenn ein Engel vom Himmel herabſtiege und lehrte etwas Anderes, als ich gelehrt habe, ſo ſey er verflucht. — Eben ſo wenig wie der Glaube an Chriſtum der feſten Gewißheit ermangelt und nur ein unſicheres Meinen und Fürwahrhalten iſt, eben ſo wenig iſt er nur auf die Vergangenheit gerichtet. Der Gegenſtand des chriſtlichen Glaubens ſind nicht längſt vergangne Begebenheiten, die mit uns in gar keiner Verbindung ſtünden, ſondern ewige Wahrheit. Wenn wir uns im Glauben mit Gott verſöhnt wiſſen, ſo iſt das ja nicht Etwas, was nur für eine Zeit lang beſtanden hat, ſondern was noch immer eben ſo iſt; unſer Gott iſt ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten, die Barmherzigkeit, der wir uns freun, hat er nicht nur einmal, vor zwei Jahrtauſenden, bewieſen, ſondern mit ſeiner Liebe umfängt er uns Alle noch heute, der Mittler, den wir anbeten, iſt nicht eine vorübergehende Erſcheinung geweſen, er regiert noch immer zur Rechten des allmächtigen Vaters. Nicht Etwas, was nur *war*, nein was da war und was da iſt und was da ſeyn wird ewiglich, die Verſöhnung mit Gott durch Chriſtum, der Friede mit ihm, das iſt

es worüber wir jauchzen und jubeln, das ist der Gegenstand des christlichen Glaubens.

Und daß bei einem solchen Glauben nicht von Lohn die Rede seyn kann, das muß unser Nachdenken uns sogleich sagen; ja hier von Lohn sprechen, heißt gar nicht wissen was der Glaube ist. Offenbar kann doch von Lohn nur da die Rede seyn, wo ein Mensch irgend Etwas geleistet und gethan hat; soll nun für den Glauben Lohn gegeben werden, d. h. dafür, daß wir Frieden mit Gott haben, so kann doch auch Niemand auf Lohn Anspruch machen als der, welcher solchen Frieden gab, d. h. Gott. Daß er uns solche Ruhe ins Herz goß, daß er uns erkennen ließ seine überschwengliche Gnade, dafür sollten wir Lohn verdienen? Verdient auch das Auge Lohn dafür, daß der Strahl der Sonne ihm leuchtet, oder der verlorne Sohn dafür, daß der Vater ihm die Arme entgegenstreckt, oder das verlorne Schaf dafür, daß der Hirte es aufsucht und in die Hürde bringt? — Wie wir alle dies verneinen werden, so wird es auch der Gläubige verneinen, wenn man fragt, ob seinen Glauben ein Lohn erwarte; er muß es verneinen, denn seine Antwort wird seyn: Ist es doch nicht mein Werk, daß der Herr so gnädig ist, darum gebührt auch nur ihm Ehre und Lob und Preis. — Und wenn schon deswegen das Sprechen von einem Lohn des Glaubens thöricht erscheinen muß, weil ja der, der da belohnt werden sollte, der Mensch, belohnt würde für eine Gnade, die Gott ihm erwies, so erscheint es eben so unverständig, wenn wir den Glauben selbst näher ins Auge fassen. Jeder Lohn ist ein Gut, dessen wir theilhaft werden durch eine Arbeit, er besteht darin, daß der Zweck der Arbeit erreicht wird, und die Hoffnung auf den Lohn läßt die Arbeit, das Mittel dazu überwinden. In unserm irdischen Leben ist nun allerdings fast alles was wir thun, ein solches Thun, was nur ein Mittel ist, um etwas Andres zu erreichen, unser Leben besteht großentheils aus solchem Suchen irgend eines Gutes, das uns als Lohn der Arbeit erscheint. Und dennoch kommen im gewöhnlichen irdischen Leben Augenblicke vor, und auch ganze Verhältnisse, in denen

wir uns so befriedigt fühlen, daß die Frage nach Zweck und Lohn als unverständig erscheint, weil das nicht mit einer Arbeit zu vergleichen ist. Wenn man zum Beispiel Jemanden fragen wollte, was er für Lohn dafür erwarte, daß er lebt, oder was er für einen Zweck habe, wenn er sich freue, oder was er damit erreichen wolle, daß er Jemanden liebe, oder was für einen Lohn er hoffe für irgend einen Genuß, den er hat, — so würden alle solche Fragen mit Recht ganz unverständig heißen. Oder fragt, um an Etwas anderes zu erinnern, den Rechtlichen, was er für Lohn hoffe für seine Pflichterfüllung? — Er wird Euch bemitleiden. Fragt doch eine Mutter, was für Lohn sie durch ihre Liebe für ihr Kind verdienen will? Sie wird Euch nicht verstehn. — Seht, Mitchristen, ganz eben so wird der Gläubige es nicht verstehn, wenn man vom Lohn des Glaubens spricht. Der Glaube ist nicht so eine Mühe, der man sich nur unterzieht, um irgend eines Gewinnes willen. Wie Du mit Deinem Leben und Athmen nichts verdienen willst, wird er dem Fragenden zur Antwort geben, sondern lebst und athmest, weil Du mußt, so glaube ich, weil ich nicht anders kann, und bin zufrieden bei meinem Glauben, und bedarf keines Lohnes und will auch keinen und kenne keinen.

Wenn nun aber so der Glaube keinen Lohn haben kann, und also auch die Seligkeit nicht seyn kann ein Lohn für den Glauben, — wie steht es dann mit der Lehre, daß der Glaube selig mache? Mitchristen, ganz so, wie diese Worte es sagen. Der Glaube m a c h t selig. Er läßt nicht die Seligkeit als nur zukünftigen Lohn erwarten, er gibt nicht nur die Aussicht darauf, sondern gibt sie selbst. Ein Christ kann doch unter Seligkeit nichts Andres denken, als die ungetrennte Vereinigung mit Gott durch Christum, mit Gott vereint seyn, heißt selig seyn, nun, und das Bewußtseyn solcher Vereinigung ist eben der Glaube. Wie nichts den Menschen lebendig macht, als das Leben, wie nichts ihn freudig, als die Freude, so macht der Glaube ihn selig, weil er die Seligkeit selbst ist. Wo wir die Schrift nur fragen mögen, sie sagt uns dasselbe, was wir, wenn wir bedenken was Glauben und Seligkeit ist, erkennen. „Ihr

seyd selig geworden," sagen unsere Textesworte. Sie sprechen es aus als etwas Vollendetes, nicht als Etwas, was erst nach dem Tode beginnen werde. Ueberall in der Schrift tritt uns die Lehre entgegen, daß mit dem Glauben zugleich die Seligkeit gegeben sey. „Wer an mich glaubt," spricht der Herr, „der hat das ewige Leben!" er sagt nicht, daß der es erst erlangen werde. — „Das ist das ewige Leben, daß sie dich und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. — Wer an mich glaubt, der wird den Tod nicht sehen ewiglich." — So macht der Glaube selig, denn glauben heißt selig seyn. — Wende man nur nicht ein, daß dies heiße den Himmel auf die Erde herabziehn. Das vermag kein Mensch, das haben wir aber auch, Gott sey Dank, nicht mehr nöthig. Das hat der schon gethan, welcher sprach: „das Himmelreich ist nahe herbeikommen, und es ist mitten unter euch." Der hat den Himmel gebracht, und was er gebracht hat und uns geschenkt, laßt uns das nicht von uns weisen, womit er uns hier beschenkt, das wollen wir nicht jenseits des Grabes erst hoffen. — Sage man nicht: dies sey eine frevelnde Lehre, weil sie nichts übrig lasse für das Leben nach dem Tode. Wir wissen es wohl, daß unendlich viel uns dort erwartet, aber hier gilt der Ausspruch des Herrn: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, auf daß er die Fülle habe." Wer es schon hat, das ewige Leben, der wird es dort behalten und die Fülle erlangen, wer hier schon selig ist, der wird es dort bleiben. — Sagt man aber, es sey aber so selten, daß man einen Menschen auf Erden ganz selig sehe, so ist dies nicht in Abrede zu stellen. Ja, es möchte wohl nie einer gefunden werden, weil nie einer gefunden wird, dessen Glaube fest ist und ungetrübt. Auch der Gläubigste muß doch beten: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben, auch bei dem Gläubigsten ist sein Leben im Glauben immer wieder unterbrochen von solchen Zeiten, wo der Glaube wankt und mit ihm die Seligkeit schwindet. Aber in einzelnen Augenblicken wenigstens werden wir doch wohl alle die Seligkeit schon genossen haben. Ruft Euch zurück die Augenblicke, wo Ihr in Andacht Euch zu dem Herrn erhobet und Eurer Vereinigung mit ihm Euch bewußt wurdet, ge-

denket der Stunde, wo Ihr, vielleicht zum ersten Male, an seinem Tische standet, um des Herrn Leib zu empfangen würdiglich, — oder wenn Ihr solche Stunden nicht kennt, ruft Euch zurück die Stunden, wo irgend ein unverdientes Glück Euch zu Theil wurde, und Ihr nun vor ihm niedersanket und sprachet: „Herr ich habe das nicht verdient, erhalte mir deine Gnade," — oder ruft Euch zurück die Stunden, wo die Sünde furchtbar nahe an Euch herantrat und Ihr wanktet, und plötzlich ward es Licht um Euch und Ihr sprachet: „Mein Herr, ich will bei dir bleiben," und da ward es so still in Euch und so ruhig, — ruft Euch solche Stunden zurück, waret Ihr da nicht selig? — Gab es da einen andern Wunsch, als den einen, Gott möge Euch erhalten die Gnade, die er Euch gab?

Ja, Mitchristen, in solchen Augenblicken da sind wir selig, und solcher Augenblicke gedenkend sehen wir es ein, wie wenig diese Lehre, daß der Glaube selig mache, das besonnene Nachdenken zu scheuen hat, da sehen wir es ein, wie vielmehr das unbegreiflich seyn würde, wenn der Glaube nicht selig machte. Ach, daß es nur Augenblicke sind, kurze Augenblicke, denen Zeiten des Zweifels folgen! — Möchten jene heiligen Augenblicke nur häufiger kommen, möchte unser ganzes Leben eine ununterbrochene Kette solcher Augenblicke werden, so würde auch jene Lehre in immer herrlicherer Klarheit vor unsern Augen stehn. Und nicht nur dies, auch denen, die noch zweifeln, würde sie deutlich werden. Laßt uns nach dem Glauben trachten, laßt uns im Glauben leben, damit die Welt unseren Glauben sehe und unsere Seligkeit wahrnehme. Möge Alles, was wir thun, als von Seligen gethan seyn, so werden auch die Gegner stille werden, und unser selig Leben sehend, werden auch sie sehen und sprechen: „Nein, diese Lehre ist doch kein Spott und keine Unvernunft, jetzt sehe ich es selbst, der Glaube macht wahr und wahrhaftig selig!" Amen. —

IV.

Auch nach dem Tode kann Unſeligkeit nur ſo lange beſtehn, als der Unglaube.

Die Gnade ſey mit uns! Amen.

Text, Luc. 16, 19—31.

Es war aber ein reicher Mann, der kleidete ſich mit Purpur und köſtlichen Leinewand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor ſeiner Thür voller Schwären, und begehrte, ſich zu ſättigen von den Broſamen, die von des Reichen Tiſche fielen; doch kamen die Hunde und leckten ihm ſeine Schwären. Es begab ſich aber, daß der Arme ſtarb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Der Reiche aber ſtarb auch, und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er ſeine Augen auf, und ſahe Abraham von ferne, und Lazarum in ſeinem Schooß, rief und ſprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner, und ſende Lazarum, daß er das Aeußerſte ſeines Fingers ins Waſſer tauche, und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieſer Flamme! Abraham aber ſprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen haſt in deinem Leben, Lazarus dagegen hat Böſes empfangen; nun aber wird er getröſtet, und du wirſt gepeiniget. Und über das Alles iſt zwiſchen uns und Euch eine große Kluft befeſtigt, daß die da wollten von hinnen hinabfahren zu Euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüber fahren. Da ſprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn ſendeſt in meines Vaters Haus, denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß ſie nicht auch kommen an dieſen Ort der Qual. Abraham ſprach zu ihm: Sie haben Moſen und die Propheten, laß ſie dieſelbigen hören. Er aber ſprach: Nein Vater Abraham, ſondern wenn Einer von den Todten zu ihnen käme, ſo würden ſie Buße thun. Er ſprach zu ihm: Hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, ob jemand von den Todten auferſtünde.

Chriſtliche Freunde, wenn wir der tröſtlichen Gewißheit leben, daß der Glaube uns ſelig macht und ſelig machen muß, weil ja

eben wer glaubt, das ewige Leben schon hat, — wenn wir ferner wissen, daß nur der Unglaube uns scheiden kann von der Seligkeit und uns dem Gericht überantworten, weil ja das eben das Gericht der Unseligen ist, daß sie Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum, nicht erkennen, so ist es uns Allen klar, daß Seligkeit und Unseligkeit nicht Etwas ist, was erst nach dem Tode beginnt. Nein, wenn der Glaube da ist, so ist auch schon die Seligkeit da und das ewige Leben, wo er aber fehlt und der Unglaube herrscht, da herrscht auch schon der Tod und die Verdammniß. Denn die Vereinigung mit Gott ist ja doch Seligkeit, der Glaube aber ist die Gewißheit. Dieser Vereinigung, die Trennung aber von Gott ist ja das Gericht und die Verdammniß, und darum ist ein Jeder, der von Gott sich geschieden hat und sich seiner Trennung bewußt ist, in der That schon gerichtet und verdammt und unselig.

Wenn nun aber hier im irdischen Leben die Seligkeit nur durch den Glauben möglich, die Unseligkeit aber nur durch den Unglauben bedingt ist, so können und dürfen wir nicht erwarten, daß es jenseits des Grabes anders seyn werde; denn wir haben ja, so wir glauben, den Tod wirklich so überwunden, daß er nicht mehr die Grenze ist zwischen ganz verschiedenem Leben, wir haben denn ja schon den Himmel hienieden und freuen uns hier schon des ewigen Lebens, und wir haben eben so, wenn wir nicht glauben, schon hier auf Erden das Leben in der Verdammniß angefangen und die Hölle ist dem Ungläubigen keine Zuflucht mehr, sondern er fühlt sie schon hienieden. Es ist darum nicht nur undenkbar, daß dort, nach dem Tode, die Seligkeit vom Glauben und die Unseligkeit vom Unglauben getrennt seyn könne, sondern es ist sogar frevelhaft, solche Meinung zu hegen, weil sie des Glaubens Werth und Kraft herabsetzt und des Herrn Worten widerspricht, der ja sagt: „wer glaubt, der hat das ewige Leben, und das ist das Gericht, daß sie nicht glauben."

Wenn nun so der Glaube die Seligkeit, der Unglaube die Unseligkeit in sich selber hat, so ist offenbar, daß eben, wie hienieden Jeder, der den Glauben verliert, auch die Seligkeit einbüßt, und

Jeder, der ihn gewinnt, von der Unſeligkeit befreit wird, ſo es auch im künftigen Leben nicht anders ſeyn werde und nicht anders ſeyn könne. Wäre es möglich, daß Einer der Seligen den Glauben verlöre und Chriſtum nicht mehr bekennete, ſo wäre er kein Geiſt mehr von Gott, wäre alſo der Unſeligkeit theilhaft, eben ſo würde Jeder, der erſt in jenem Leben den Glauben gewönne, damit ſofort von der Unſeligkeit befreit und hätte das ewige Leben. Ob dies möglich iſt, meine Freunde, dafür finden wir in der heiligen Schrift keine beſtimmte bejahende Antwort, nach wenigen aber eine, die es verneinte. Aber wenn wir nun ſo viele Menſchen im Unglauben dahinſcheiden ſehn, ſo iſt unſer Troſt doch wohl immer der, daß doch endlich auch ſie des Glaubens theilhaft werden und eben damit die Seligkeit gewinnen möchten. Denn nur dies kann die Frage ſeyn: iſt es möglich, daß Einer nach dem Tode anfängt zu glauben? die andere: Wird der Glaube ihm dann noch helfen? iſt unnütz und unverſtändig, denn der Glaube iſt ja ſchon die Hülfe.

Es ſcheint aber, meine Freunde, als wenn in unſerm heutigen Evangelio dem widerſprochen würde, es ſcheint, als wenn in der Erzählung von dem reichen Mann uns ein Beiſpiel vor Augen geführt werde, welches zeigt, daß wenn das irdiſche Leben einmal geendigt iſt, der Glaube nichts mehr helfe und nicht mehr ſelig mache. Dieſer Anſchein, den dieſe Erzählung hat, war der Grund, warum ich Euch wieder an dasjenige erinnerte, was ſchon manchmal hier Gegenſtand unſerer Betrachtung geweſen iſt. Ich wollte die Wahrheit: „der Glaube iſt Seligkeit!“ Euch ins Gedächtniß zurückrufen, damit Euer Blick um ſo mehr ſich ſchärfe, alles das zu beachten, was dem zu widerſprechen ſcheint. Wie iſt es nun? Iſt nicht in der That die Erzählung, die wir vernehmen, jener eben ausgeſprochenen Anſicht ganz entgegen? Denn hören wir nicht von dem reichen Manne, daß er, in der Pein der Hölle um Gnade flehte, ja ſogar im liebenden Sinn für ſeine Brüder ſorgte und bat, ſie möchten bewahrt werden vor dem Ort der Pein? Zeugt nicht dies Beides dafür, daß er allerdings geläutert und gereinigt war, und dennoch blieb eine nicht zu erfüllende Kluft zwiſchen ihm und den Seligen?

Ist hierin nicht ausgesprochen, daß es für ihn zu spät war zur Seligkeit zu gelangen? — Mitchristen, war es nicht zu spät zum Glauben, so war's auch nicht zu spät zum Seligwerden, denn Glaube ist Seligkeit. Diese Ueberzeugung kann und wird uns diese Erzählung nicht rauben, ja vielmehr wird sie, wenn wir sie aufmerksam betrachten, in allen Zügen jener Ueberzeugung das Wort reden. Denn haben wir in solch aufmerksamer Betrachtung erkannt, daß jener reiche Mann gar nicht glaubte, so wird es uns deutlich seyn,

daß auch nach dem Tode nur beim Unglauben Unseligkeit Statt finden kann.

Du aber, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit! Amen.

I. Wenn wir nun, christliche Freunde, auf alle diejenigen sehn, die im Glauben das ewige Leben und die ewige Seligkeit empfingen, und wenn wir den Glauben selbst näher ins Auge fassen und fragen: wie er sich äußert, und worauf er sich gründet, und was seine nothwendigen Bedingungen sind, so wird es wohl keiner leugnen, daß nur bei dem der Glaube möglich ist, der in sich ein Bedürfniß nach der göttlichen Gnade fühlt. Ohne dies Bedürfniß nach der Gnade Gottes und nach dem Frieden mit ihm, ohne das Verlangen, daß die Trennung von ihm aufhören möge, ohne sie ist der Glaube gar nicht denkbar. Daher geht denn auch bei jedem Menschen seinem Erwachen zum Glauben eine Zeit der unbefriedigten Sehnsucht voraus, eine Zeit, wo er in seinem gegenwärtigen Zustande keine Befriedigung findet, wo er hierhin und dorthin eilt, nur um des innern Unfriedens ledig zu werden. Mag sich diese Zeit der Unruhe noch so verschieden zeigen, mag sie in dem Einen sich mehr als stille Wehmuth gestalten, mag ein Andrer gerade dann mehr als gewöhnlich Verirrungen sich zu Schulden kommen lassen, immer wird dem Glauben eine solche Sehnsucht nach einem andern Zustand, nach einem Zustande des Friedens vorangegangen seyn. Und dies ist ja auch anders nicht möglich. Denn wenn der Glaube in der Gewißheit der Vereinigung mit Gott besteht, und der Freude

darüber, so ist offenbar, daß wenn der Mensch nicht darnach verlangt, er auch solcher Vereinigung nicht theilhaft wird. Denn von Seiten Gottes steht ja nie und nirgends Etwas dieser Vereinigung im Wege, sondern nur von Seiten des Menschen dies, daß er nicht vereint seyn will mit Gott, hört aber dies Nichtwollen auf, will der Mensch versöhnt seyn mit dem Vater, sehnt er sich nach dem Leben in ihm, dann erst ist auch solche Vereinigung mit ihm möglich.

Und wenn wir nun dies erkannt haben, daß dies die unerläßliche Bedingung des Glaubens ist, und ohne dies Verlangen nach dem Heil keine Seligkeit möglich, so laßt uns denn unsern Blick werfen auf jenen reichen Mann, und laßt uns sehn, ob denn da, wo er seiner Sünden Strafe erlitt, er dies Verlangen nach dem Heil hatte. Da scheint es nun zunächst, als habe er es allerdings gehabt. Denn schon der Blick, den er zum Himmel empor warf, zeigt eine solche Sehnsucht an nach dem Ort der Freude und des Trostes, schon daß er hinauf sah scheint darzuthun, daß er sich sehnte, ein gleiches Schicksal mit Lazaro zu haben, aber noch mehr spricht dafür, daß er solche Sehnsucht aussprach. Er bat ja um Linderung seines Schicksals, er flehte ja ausdrücklich, daß die Pein gelindert werde, die er erlitt. Und ist denn in dieser Bitte nicht schon jener Anfang des Glaubens zu erkennen, ist hierin nicht das Bedürfniß nach dem Heil ausgesprochen, daß des Glaubens Beginn ist, und dennoch ward ihm entgegnet, daß eine unübersteigliche Kluft ihn scheide von dem Himmel? — Aber wenn wir nun auf das sehen, was der Unselige bat, so ist nicht das Heil und die Erlösung von allem Uebel das Ziel seiner Sehnsucht, nein, nur ein Tröpfchen Wasser, die lechzende Zunge zu laben, es war nur der Wunsch nach einer augenblicklichen Befreiung von seiner Pein. Nicht die höchste Barmherzigkeit verlangt er, sondern eine kurze Labung, nicht nach dem Heil der Seele sehnte er sich, sondern nach einem kurzen, vorübergehenden Sinnengenuß. Und gerade diese Bitte, aus der man zunächst schließen möchte, er habe sich verändert, und verlange mehr nach dem ewigen Heil, als während seines irdischen Lebens, gerade sie zeigt, daß er noch gar nicht geläutert und zur Besinnung gekommen war.

Er hing noch immer am Genuß, es war noch immer in ihm der weltliche Sinn, der nur fürs augenblickliche Wohlseyn sorgt, der herrlich und in Freuden lebt alle Tage, ohne sich um das Heil der Seele zu kümmern, der in jedem Augenblick bloß thut und will, wozu irgend ein Einfall, irgend eine Lust ihn bewegt. Hätte er nicht dieſen ſelben weltlichen Sinn gehabt auch noch am Orte der Qual, ſo hätte er nicht nur nach einem Waſſertröpfchen verlangt, ſo hätte er gebeten, daß die Qual der Seele, daß die ewige Pein ihm genommen werde. Dieſe ganz weltliche Geſinnung, die nach dem Einen was Noth thut, noch gar nicht verlangt, nach dem Heil der Seele noch nicht dürſtet, das iſt eben die unüberſteigliche Kluft zwiſchen dem Himmel und der Hölle, das iſt's was ihn trennt von dem Orte der Seligen, und ſeine Bitte kann keine Erhörung finden, weil er noch unfähig iſt zum Glauben, d. h. weil er noch gar nicht ſich darnach ſehnt, was der Glaube gewährt, nach Seelenheil und Seligkeit.

Aber, ſagt man vielleicht, es war wohl gerade ſeine Demuth, welche ihn die Bitte um vollkommne Seligkeit nicht thun ließ, er wußte vielleicht, welch großes Gnadengeſchenk die Seligkeit ſey, und deswegen ſcheute er ſich, ſo viel und ſo Großes zu verlangen, darum wagte er nur die geringere Bitte, aus dem ganz natürlichen Gefühl der Demuth, die lieber das Geringere bittet, als das Große, und lieber die kleinere Gabe verlangt, als die von größerem Werthe. — Geſetzt, dem wäre nun ſo, daß Jener etwa ſo gedacht und deshalb nur das Geringere verlangt hätte; was iſt denn am Ende dies, was Ihr Demuth oder Beſcheidenheit nennt, was iſt es anders als Mißtrauen gegen Gott und ſeine Gnade. Es iſt entweder Mißtrauen gegen ſeine Macht, ſo daß man meint, das Geringere werde er vermögen, das Größere aber überſteige ſeine Gewalt, und ſo mochte vielleicht Jener denken: die Stillung des Durſtes, die Labung der Zunge iſt möglich, unmöglich aber die Begnadigung der Seele. Oder es iſt ein Mißtraun gegen Gottes guten Willen, der ſich in ſolch einer Scheu ausſpricht. Wie wir wohl bei einem Menſchen, der uns als karg und ungefällig bekannt iſt, eher die geringere Bitte

wagen, als die größere, ſo kann der ungläubige Sinn auch wohl meinen, daß Gott ein Wenig wohl gewähren wird, daß aber zur Erfüllung der größern Bitte ihm der Wille fehle. Ein Waſſertröpfchen, meint er, wird der Herr mir wohl zukommen laſſen aus ſeinem Ueberfluſſe, aber daß er mich Theil nehmen laſſe an ſeiner Fülle, das kann ich ihm nicht zumuthen, das wird er mir nicht gewähren wollen. — Und dies Mißtrauen, meine Freunde, das iſt denn abermals ein Beweis, daß das Verlangen noch nicht da, oder wenigſtens kaum da iſt. Wenn ein ſprüchwörtlicher Gebrauch ſagt, daß, was der Menſch recht wünſche, des Erfüllung er auch erwarte, ſo liegt darin dies Wahre, daß lebendige Sehnſucht auch Hoffnung erzeugt. Dieſe ſogenannte Beſcheidenheit in der Bitte des Unſeligen, dieſe mißtrauiſche Scheu mit der er, wenn wirklich ein Gedanke an das Heil in ſeine Seele kam, ſolchen Gedanken von ſich wies als vermeſſen und thöricht, wie ſticht er ab gegen das Betragen eines Petrus, der, feſt auf des Herrn Liebe bauend, und deswegen ſtets mehr von ihr verlangend, zu ihm ſpricht: „Herr, nicht die Füße allein, ſondern auch das Haupt.“ — Die Sehnſucht nach des Herrn Gnade fehlt ihm, darum die geringe Bitte, er verlangt noch gar nicht, oder verlangt noch nicht genug nach dem Heil der Seele, darum kann er nicht glauben, daß es ihm zu Theil werden könne. Aber ſiehſt Du denn nicht, Du Unglücklicher, daß gerade dieſes Mißtraun es iſt, was Dich ſcheidet vom Heil, ſiehſt Du nicht, daß gerade dieſer Zweifel an Gottes Macht und ſeinem gnädigen Willen Dich hindert die Kluft zu überſpringen, welche Dich trennt von denen, die keine Bitte für zu groß halten, um ſie dem Herrn vorzulegen, ach, wenn Du von wahrem Verlangen beſeelt, dies Mißtrauen ablegteſt, wenn Du, vertrauend auf ſeine Macht und hoffend auf ſeine Gnade ihm zurieſeſt: „Herr, nimm mich zu dir, denn mich verlanget nach dir,“ o, da wäre die Kluft verſchüttet und auch Du würdeſt getragen in die Wohnungen des Heils.

II. Wer ſucht, der wird finden, wer bittet, dem wird gegeben, und nur wer die ganze Fülle des Heils bittet, dem wird das

Heil zu Theil werden. Aber es kann diese Bitte selbst verschiedner Art seyn, je nachdem sie nämlich aus verschiedner Gemüthsbeschaffenheit hervorgeht. Wie schon in allen menschlichen Angelegenheiten die Bitte, mit der wir das Recht anrufen, das uns gebührt, verschieden ist von der Bitte um Gnade, wie das eine Mal wir uns auf unser Verdienst stützen, das andere Mal es erkennen, daß wir nichts verdient haben, so kann auch das Verlangen nach dem Heil und die Bitte darum sehr verschieden seyn. Es gibt noch immer der Menschen nicht Wenige, die in der Eitelkeit ihres Herzens meinen, sie seyen geborgen und alles Heil gehöre ihnen, wenn Gott ihnen nach ihren Werken und ihren Verdiensten lohnte; es gibt noch immer Menschen, die, wenn auch nicht mit dem Munde, so doch im Herzen sprechen: „Gott verfahre mit mir nach meinen Werken," und im verblendeten Dünkel meinen, sie hätten damit die höchsten Ansprüche ausgesprochen. Bei solchem stolzen Sinn kann keine eigentliche Sehnsucht nach dem Heil der Seele Statt finden, weil da ja immer Selbstzufriedenheit herrscht und kein Mangel empfunden wird. Aber auch wo er empfunden wird, findet oft nicht die Sehnsucht rechter Art Statt. Wenn nämlich der Mensch seiner Trennung von Gott sich bewußt wird, sie aber immer mehr als ein Unglück ansieht, das ihn betraf, und nicht als etwas, was er selbst und nur er selbst verschuldete, so kann es auch bei ihm nicht zu der Bitte um das Heil kommen, bei welcher die Erhörung nie ausbleibt. Der Mensch muß erkennen, w a s ihn von Gott scheidet, denn nur dann kann er ernstlich verlangen, daß dies Hinderniß aus dem Wege geräumt werde. Dieses ernstliche Verlangen kommt aus dem demüthigen Herzen, welches erkennt, daß wir eitel Strafe verdient haben, es gründet sich auf das Bewußtseyn, wie wir nicht selbst das Heil uns geben können, vielmehr selbst uns von ihm geschieden haben, und es nur dann wieder erlangen können, wenn Gott es uns schenkt. Mit einem Wort auf Reue und Buße muß sich das Verlangen nach dem Heil stützen, nicht sollen wir bemänteln und verkleinern unsere Schuld, sondern sie schmerzlich empfinden und das Auge klar erhalten, um sie immer mehr zu erkennen. Und dieser bußfertige Sinn, der sich nicht

entſchuldigen will, iſt das zweite Erforderniß des Glaubens, ohne ihn iſt dieſes nicht möglich.

Und wenn wir nun wieder auf unſere Texteswort blicken und zuſehn, ob denn dieſe zweite unerläßliche Bedingung des Glaubens bei dem Reichen am Ort ſeiner Qual zu finden iſt, ſo ſcheint es wiederum zunächſt, als habe er Reue und Buße allerdings gefühlt. Denn die Bitte, um ſeine Brüder vor gleichem Schickſal zu bewahren, damit ſie Buße thun, die zeigt ja, daß er es erkannt hat, wie viel auf die Buße ankomme, und wie ſie zum Heil nothwendig ſey. Aber wenn wir dieſe ſeine Bitte näher betrachten, ſo wird es uns abermals klar werden, wie weit er noch vom Glauben entfernt war. Seinen Brüdern, die jetzt in ſeines Vaters Hauſe lebten gleich wie er gelebt hatte, wünſcht er einen Todten zugeſendet, dies Wunderzeichen, meint er, werde ſie zur Buße bewegen, und der Antwort, daß Moſes und die Propheten ſie ſchon dazu mahnten, ſetzt er entgegen, daß dies nicht genug ſey, der auferſtandne Lazarus würde ſie dazu bringen, wozu Moſes und die Propheten nicht hinreichten. Wenn wir nun dies bedenken, daß er ſelbſt ſeine Brüder ganz ſich gleich achtete, wer von uns kann denn wohl in ſeiner Bitte den Sinn verkennen, der es nicht mehr haben will, daß ſeine Sünden ſchwer, und ſeine Schuld groß ſeyen, ſondern der nach Entſchuldigungen haſcht, und auf Andre die Schuld wälzt, daß es ſo mit ihm gekommen. Was er von ſeinen Brüdern ſagt, das gilt ſeiner Meinung nach, auch von ihm ſelbſt, wie ihnen Moſes und die Propheten nicht genug ſeyn ſollen, um ſie zur Buße zu mahnen, eben ſo glaubt er auch für ſich eine Entſchuldigung daran zu haben. Schicke einen Todten hin, ſpricht er, denn wahrlich dann werden ſie Buße thun; ich weiß es ja, wäre mir ein Todter erſchienen, ich hätte auch mich bekehrt, — ſeht, Mitchriſten, das iſt der Sinn, der ſich in ſeiner Rede ausſpricht. So ſieht er auch da, wo er erkennt, daß Buße nöthig war, nicht auf das, was ihn nicht Buße thun ließ, auf ſeine eigne Herzenshärtigkeit, nein, ſondern grämte ſich nur über das Unglück, daß kein Todter ihm erſchienen ſey, ihn zu warnen, und wäre einer erſchienen, denn hätte es eines Engels bedurft, und

das stete Bedenken, unter welchen Umständen es anders gegangen wäre, lenkt den Blick ab von dem Einen, worauf zu sehen Noth thut, von der eignen Sünde. Wer kennt ihn nicht aus eigner Erfahrung, jenen stolzen Sinn, der, wenn er es auch einmal über sich gewinnt, seine Sünde zu bekennen, weil sie ihm gar zu nahe vor die Augen tritt, der dann sogleich eilt, sie auf Andre zu schieben, auf seine Umgebung oder äußre Umstände? Wer hat sich nicht darauf ertappt, daß in den Augenblicken, wo das Gewissen mächtig dräut und straft, der eitle Sinn sich selbst bethört und lügend tröstet: „Es ist freilich schlimm mit mir, aber wäre ich besser erzogen, oder ernstlicher ermahnt, hätte man mit mehr Sorgfalt mich gehütet, so hätte ich mich rein erhalten, oder bald gebessert.“ O, wie ist der Mensch da erfindungsreich, wie weiß er da alle möglichen Zufälligkeiten zu ersinnen, die ihn gewiß von der Sünde abgehalten hätten, wenn sie Statt fanden, wie soll da wieder alles Mögliche sich vereinigt haben, um ihm eine Versuchung zu bereiten, wie andre Menschen sie nicht kennen und nicht erfahren. Und seht, meine Freunde, dieser eitle Sinn hat jenen Unglücklichen auch am Ort der Qual nicht verlassen, auch dort spiegelt er sich, wo er seiner Sünden gedenkt, noch vor, daß nicht genug geschehen sey, um ihn zur Buße zu mahnen, wie denn auch jetzt bei seinen Brüdern nicht genug geschehe. Fern von dem reuigen Bekenntniß des Gläubigen, daß jede Sünde die eigne Schuld, daß auch bei der größten Versuchung, weil die Kraft Gottes nahe ist, das Fallen eigne That ist, gefällt er sich noch jetzt im Vorspiegeln, wie er so arg nicht sey, denn wäre nur ein einzig Mal ein Todter ihm erschienen, er wäre ganz gewiß nicht an den Ort der Qual gekommen. Und so lange dieser eitle Wahn das Herz noch gefangen hält, so lange es noch damit sich trösten, daß Verhältnisse und Umstände die Schuld der Sünde tragen, so lange ist auch der demüthige Zöllnersinn fern, der da spricht: „Gott sey mir Sünder gnädig.“ Schwindet aber dieser Wahn, sieht der Unselige es ein, wie er mehr als genug hatte an Mose und den Propheten, wie seine Sünde auch geblieben wäre, wenn ein Todter erschienen wäre, ja dann erst kann er von ganzem Herzen flehn zu

dem Herrn, der da kam, die Sünder selig zu machen. Dann kann er erst seine ganze Schuld erkennen und sprechen: „Ich bin allein Schuld, bin nicht werth, dein Sohn zu heißen, aber gib mir dennoch die Seligkeit," und wahrlich, wer so spricht, der ist nicht mehr von ihm durch eine Kluft geschieden, nein, er vernimmt den Ruf: „Sey getrost, dein Glaube hat dir geholfen."

Und so steht denn diese Erzählung durchaus nicht der Lehre entgegen, daß der Glaube immer selig machen muß, nein, wir wissen es, hätte jener Reiche geglaubt, so hätte sein Glaube die Kluft verschüttet zwischen Himmel und Hölle. Wenn man uns aber nun entgegnet, daß eine solche Ansicht von dieser Erzählung Manchen zum Leichtsinn bringen könne, so wollen wir das nicht leugnen. Was kann der Mensch denn nicht mißbrauchen und verkehren? Die Lehre vom seligmachenden Glauben hat Mancher schon zum Ruhekissen der Sünde gemacht, — Manchem ist das Sacrament zum Gerichte geworden, — und ist darum jene Lehre nicht wahr, oder das Sacrament nicht heilig und beseligend? — Eben so ist es auch mit dieser Erzählung. Sie lehrt den Leichtsinn nicht, vielmehr enthält sie, trotz dem, daß sie des Glaubens Macht nicht schmälert, für jeden Leichtsinnigen gar Schreckendes und Entsetzliches. Der Leichtsinn bei der Lehre, daß der Glaube auch den Sünder selig mache, zeigt sich besonders häufig so, daß man nur ruhig in der Sünde fortlebt und sich darauf verläßt, man habe noch immer Zeit sich zu bekehren. Wird nun gar gesagt, daß eine Bekehrung nie fruchtlos seyn könne, selbst dann nicht, wenn sie nach dem Tode Statt finde, wird da sich nicht der Leichtsinn noch vermehren? — Wie aber, wenn es bei diesem Aufschieben der Besserung endlich so weit käme, daß wir, ob wir gleich noch Zeit haben, selbst nicht mehr wollen? — Wie, wenn wir uns so gewöhnten an die Sünde, daß wir, obgleich der Tod uns vor Augen stünde, dennoch nicht uns bekehrten, weil wir die Kraft, uns nach dem Heil zu sehnen verloren hätten? — Mitchristen, wenn wir so etwa auf späteres Alter unsere Besserung und Bekehrung verschieben, wenn wir Menschen sehn, die da sagen, wir sind jung, laßt

uns jetzt die Jugend genießen, mit dem Alter wird die Frömmigkeit schon kommen, — so meinen wir gewöhnlich, es sey mit solchen Reden Ernst, und sind fast überzeugt, wenn uns etwa gesagt würde: „Morgen wirst Du von Gott abgerufen," so würden wir noch heute uns bekehren. Aber sehen wir auf jenen Reichen. — Bei ihm ist mehr geschehn. Die Verdammniß ist schon eingetreten und immer noch keine Aenderung. Er kann sich doch nicht vorspiegeln, was der Leichtsinnige auch bei einer Ankündigung: Du wirst morgen sterben, sich vorreden kann: „Wer weiß auch, ob es geschieht," er hat die Gewißheit schon, und dennoch findet sich von demüthiger Reue keine Spur bei ihm. Und darum ist jene Erzählung eine furchtbare, weil sie uns einen Zustand vor Augen führt, in welchem alle Qualen der Hölle nicht hinreichen, Sehnsucht nach dem Heil, Reue und Buße zu wirken, und wahrlich, wer mit seinem Wissen von des Glaubens beseligender Kraft so spielt, wer stets auf sie sich verlassend von Tage zu Tage sich der Ruchlosigkeit mehr ergibt, der ist auf dem Wege zu jenem elenden Zustande. Wer so sein ganzes Leben hindurch mit der Wahrheit sein Spiel treibt, daß er bei jeder Sünde sich tröstete, indem er sprach: „der Glaube wird mich dennoch selig machen," den trifft am Ende der Fluch, daß er zuletzt nicht mehr glaubt den Worten, die er sich sagt, und nicht mehr glauben kann. Er hat sich so gewöhnt, jene Lehre nur als ein Einschläferungsmittel seines Gewissens anzusehn, daß ihm nun die Kraft ausgegangen ist, in ihr sein Heil zu finden, und wenn nun die Zeit gekommen ist, in der er sich bekehren wollte, da spricht er selbst: „Nein es ist doch nicht möglich, mich kann der Glaube nicht selig machen!" Und jenem Reichen gleich, bleibt er in seiner Qual, weil er nicht glauben will, weil er den Willen verloren hat, Buße zu thun.

Und so laßt uns denn, wenn wir in der Betrachtung dieser Erzählung die Ueberzeugung gewonnen und uns mehr angeeignet haben, daß, wenn der Glaube und der Glaube immer selig macht, er auch nicht jenseits des Grabes ohne Seligkeit da seyn kann, sondern Jeden selig macht, der da glaubt, — laßt uns dann auch die

Warnung nicht außer Acht laſſen, die darin liegt, daß nur der Glaube ſelig machen kann. Laßt uns ja nicht den Willen und die Kraft zum Glauben verlieren, ſondern ſtets denken, daß, wenn uns dieſe Lehre zum Leichtſinn verleiten will, es beſonders Noth thut, uns zu beſinnen, weil wir dem Augenblick nähergekommen ſind, in dem wir nicht mehr wollen werden, was zu unſerm Frieden dient. Amen.

V.

Was ist christliche Nächstenliebe?

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit uns Allen! Amen.

Text, Luc. 10, 25—37.

Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach zu ihm: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie lieseſt du? Er antwortete und sprach: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe, und deinen Nächsten als dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet, thue das, so wirst du leben. Er aber wollte sich selbst rechtfertigen, und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halb todt liegen. Es begab sich aber ohngefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinabzog; und da er ihn sahe, ging er vorüber. Desselbigen Gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte, und sahe ihn, ging er vorüber. Ein Samariter aber reisete, und kam dahin, und da er ihn sahe, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband ihm seine Wunden, und goß drein Oel und Wein, und hob ihn auf sein Thier, und führete ihn in die Herberge, und pflegte sein. Des andern Tages reisete er, und zog heraus zween Groschen, und gab sie dem Wirth, und sprach zu ihm: Pflege sein, und so du was mehr wirst darthun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wieder komme. Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sey gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm that. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin, und thue desgleichen.

Wenn wir, meine christlichen Freunde, mit Recht das aussprechen, daß das christliche Leben sich auf die Liebe gründen, und alle

Lebensäußerungen zugleich Aeußerungen der Liebe seyn sollen, wenn wir es wissen, daß alle christlichen Sittengebote nichts weiter sind, als Anwendungen des einen Gebotes der Liebe, sie selbst aber des Gesetzes Erfüllung, — so sind wir dabei gewöhnt, dies als etwas dem Christenthume Eigenthümliches anzusehn. Erst seit Christo, sagen wir, sey die Liebe das Bewegende des Lebens geworden, erst durch ihn sey das Gebot der Liebe gebracht. Und wenn sich's darum handelt, zu sagen, worin sich die christliche Sittenlehre von jeder andern unterscheide, möchte nicht leicht Jemand etwas Andres antworten, als dies: daß in ihr Alles aus dem Gebot der Liebe fließe. — Und diese Ansicht ist, namentlich was die Liebe zu unsern Nebenmenschen betrifft, nicht etwa, um das Christenthum zu ehren und höher zu erheben, willkührlich ersonnen, sondern der Herr selbst bestätigt sie, indem da, wo er das Gebot der Liebe seinen Jüngern einprägt, er ausdrücklich sagt, es sey ein neues Gebot, welches er gebe. — Wenn nun aber auf der andern Seite es nicht zu leugnen ist, daß das Gebot, Gott und den Nächsten zu lieben, sich schon im alten Bunde findet, und dies doch jener Ansicht zu widersprechen scheint, so kann es uns nicht wundern, wenn Einige, um diesen Widerspruch zu vermeiden, die Stelle des alten Bundes, welche jenes Gebot enthält, geflissentlich vergaßen, Andre im Gegentheil dies wohl nicht thaten, dafür aber kein Gewicht legen mochten auf das Wort des Heilands, daß es ein neues Gebot sey, noch Andre endlich, die in frommem und redlichem Forscherſinne gewöhnt waren, auf jedes Wörtlein des Herrn zu achten, dem Worte neu einen andern Sinn geben wollten. — Wie aber, wenn das Eine und Andre sich gar nicht widerspräche, wenn die Liebe, die im alten Bunde galt, und die, welche durch Christum Geltung bekam, etwas ganz Verschiedenes wäre, und demnach gar wohl das Gebot der Liebe im alten Bunde gegeben seyn, und dennoch im neuen ein neues Gebot genannt werden könnte? — Und so ist es in der That, meine geliebten Freunde, die Liebe dort und hier, sie sind trotz ihres gleichen Klanges verschieden, und liegt darin gar nicht eine Zweizüngigkeit Gottes, der ja doch im alten wie im neuen Bunde gesprochen habe. Niemand nennt das eine Zwei-

zügigkeit Gottes, daß sehr Vieles, was im alten Bunde gar nicht, Andres wiederum, was dort nur verhüllt und andeutungsweise geoffenbart war, daß dies im neuen Bunde in seiner Klarheit offenbar wurde, oder daß Manches, was dort von Gott als Gesetz vorgeschrieben war, hier, als die Zeit erfüllt war, abgeschafft wurde von ihm selber, und bei einem solchen Gebote ist noch etwas Andres zu beachten. Was ein Gesetz besagt, ist nämlich nicht nur aus seinen Worten zu ersehen, sondern es muß dabei auch immer die Bedeutung mit berücksichtigt werden, welche Alle, denen das Gesetz gegeben, ihm beimessen. So wird wohl Keiner leugnen, daß ein und dasselbe Gebot, etwa dies: daß man tugendhaft seyn solle, wenn es Heiden gegeben würde, ganz etwas Andres hieße, als dasselbe Gebot unter Christen, weil nämlich Heiden und Christen etwas ganz Verschiednes für Tugend halten. Eben so ist es mit dem Gebot der Liebe im alten Bunde. Weil die, welche zum alten Bunde gehörten, noch nicht fähig waren, das Wort Gottes ganz zu verstehn, weil sie es nach ihrem Verständniß auslegten, eben deswegen ist auch das Gebot der Liebe dort etwas ganz Anderes, als in der christlichen Welt, was sich denn auch darin zeigt, daß im Christenthum die Liebe obenan gestellt wird; gerade das Gebot der Liebe aber ist es, was bei dem jüdischen Volke ganz zurücktritt, theils gegen die äußern Satzungen, theils gegen die in Stein gegrabnen Sittengesetze, und nur Wenige sind es, die ihm größere Wichtigkeit beilegen.

Dieser wenigen Einer wird in unserm Evangelio uns vor Augen geführt, nnd darum ist eben dies Evangelium am besten geeignet, uns einen tiefen Blick in das Wesen der christlichen Liebe und ihr Verhältniß zu der nichtchristlichen thun zu lassen. Denn, wenn einerseits die Antwort des Schriftgelehrten zeigt, daß er das Gebot der Liebe kannte, so läßt andrerseits die Frage, die er daran knüpft, uns sehn, wie in der Zeit des alten Bundes dies Gebot verstanden ward, die Antwort endlich, welche der Heiland gibt, läßt die Liebe erkennen, welche er lehrt, die neue Liebe. Laßt uns drum von diesem Evangelio veranlaßt, heute anstellen:

Einige Betrachtungen über die christliche Nächstenliebe. Und da laßt mich:

Erstlich: das Eigenthümliche derselben darlegen, wodurch sie sich von jeder andern unterscheidet.

Zweitens: zeigen, daß uns Allen mehr oder minder die richtige Ansicht nicht fremd ist.

Endlich aber warnend darauf hinweisen, daß trotz dieser Erkenntniß, wir doch so oft das Wesen der christlichen Liebe verkennen. Und du, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit.

I. Die Ansicht, die, wo das Christenthum noch nicht herrscht, gewöhnlich ist, wenn von Nächstenliebe gesprochen wird, ist diese: daß die Liebe und Barmherzigkeit von dem Gegenstand bestimmt sey, d. h. daß, ob wir einen Menschen lieben oder nicht lieben können, davon abhänge, ob der Mensch der Liebe werth sey oder nicht. Daß diese selbe Ansicht auch zu des Heilands Zeit die gewöhnliche war, sehen wir aus Manchem, was uns aus jener Zeit erzählt wird, so daraus, daß man sich wunderte, Christum bei den Zöllnern im traulichen freundlichen Gespräche zu sehn, oder daraus, daß der Heiland die herrschende Meinung widerlegt, daß nach der verschiednen Beschaffenheit der Menschen, man Einige lieben, Andre hassen solle. Solche Meinung hat denn auch der Schriftgelehrte in unserm Evangelio, auch bei ihm gab es keine andre Ansicht von Menschenliebe als diese, daß sie eine Neigung des Gemüthes sey, welche der Andre durch seine Beschaffenheit in uns bewirke, und er fragt darum den Heiland: „Wen soll ich lieben, wer ist mein Nächster?" d. h. von welcher Beschaffenheit sind die Menschen, die ich lieben soll? Daß es so eine Beschaffenheit geben müsse, welche uns verpflichtet, den Andern zu lieben, das setzt auch er voraus als Etwas, was sich von selbst versteht, und seine Frage spricht dies deutlich aus. Denn wenn wir fragen: „Welcher ist mein Nächster?" so haben wir die Voraussetzung gemacht, daß Einige es sind, Andre nicht. Und so erwartete der Schriftgelehrte entweder die Antwort: deine Verwandte,

oder deine Landsleute, oder wenn er etwas freisinniger war, glaubte er, der Herr werde irgend eine sittliche Beschaffenheit beschreiben, und von der sagen, daß sie es sey, welche den Menschen zum Gegenstand unserer Liebe machen solle.

Der Heiland antwortete aber gar nicht in der Weise, wie der Schriftgelehrte es erwartet hatte, und allerdings, wenn man den Grund nicht weiß, warum der Herr solch eine Antwort nicht gab, muß uns die ganze Erzählung etwas seltsam erscheinen. Der Pharisäer hatte gefragt: „Welcher ist mein Nächster?" es sollte doch offenbar dies so viel heißen, als: „wen soll ich lieben, welches sind die der Liebe Würdigen?" — Und der Heiland antwortete, als hätte er gefragt: „welche Menschen sind es, die Liebe erweisen," d. i. welches sind die Liebe wollen? Was konnte nun wohl die Absicht seyn, warum der Heiland jene Frage nicht beantwortete? Mitchristen, die Ursache ist leicht zu erkennen; eben weil jene Frage von einer falschen, ja sündlichen Voraussetzung hervorgegangen war, eben deshalb mußte der Herr sie unbeantwortet lassen, denn sie beantworten, hieß jene Voraussetzung billigen. Um uns dies deutlich zu machen: Wenn uns etwa Einer fragte: „Welcher von allen Göttern ist der wahre Gott?" so wäre, wenn wir etwa antworteten: „der Gott der Christen," diese Antwort schlecht. Denn der, der so fragt, denkt doch offenbar, daß es mehrere Götter gibt, und wenn wir ihm antworten, so haben wir diesen Irrthum nicht beseitigt, statt daß, wenn wir ihn vernünftig belehren wollen, wir seine Frage unbeantwortet lassen und ihn darauf aufmerksam machen müssen, daß seine Frage selbst auf einem Irrthum beruht. Eben so, wenn der Herr geantwortet hätte auf die Frage, wer ist mein Nächster: „Dieser oder Jener," so wäre der Schriftgelehrte bestärkt in dem Irrthum, den er hegte, daß es einer besondern Beschaffenheit des Menschen dazu bedürfe, daß wir ihn lieben. Deshalb läßt der Herr seine Frage eigentlich ohne eine solche bestimmte Antwort, wie der erwartet hatte, sondern macht ihn aufmerksam darauf, wie die wahre Liebe zu unserm Nebenmenschen seinen Grund nicht hat in dem Nebenmenschen, sondern eben nur in uns selbst. Zu diesem Ende legt er Jenem das

Gleichniß vor, damit durch aufmerksame Betrachtung desselben er einsähe, was wahre Liebe ist, einsähe zugleich, daß seine Frage nur da Statt finden kann, wo noch gar keine Vorstellung von der wahren Menschenliebe da ist.

Das Gleichniß nämlich erzählt von dem Samariter und stellt in ihm ein Beispiel der wahren Menschenliebe dar, welche der Herr gepredigt und in allen seinen Werken selbst gezeigt hat. Während der Priester und Levit, die vorübergingen, entweder die Ausrede hatten: ich kenne ihn nicht, er ist ein Fremder, — oder vielleicht gar bei sich sprachen: es ist ein unwürdiger Mensch, wozu soll man ihm helfen, — während dessen ist der einzige Gedanke, den der Samariter hatte: „er bedarf deiner Hülfe.“ Und so lud er ihn auf sein Thier, und brachte ihn dahin, wo Hülfe zu finden war. Was nun hier erzählt wird von einer Aeußerung der Liebe, der wohlthätigen Barmherzigkeit, das gilt von der wahren Christenliebe überhaupt; auch da heißt es nicht: „Wer ist er, oder wodurch hat er Liebe verdient?“ sondern nur: „er bedarf der Liebe,“ und wer bedürfte ihrer nicht? So ist die christliche Liebe nie Etwas, was durch den Werth oder Unwerth der Andern bedingt ist, sondern ist ein freiwilliges Geschenk, das wir darbringen, eine freie Gabe, womit wir den Andern beschenken. Daß der Herr solche Liebe meint, wenn er das Gebot der Liebe uns einprägt, die Liebe, die nicht abhängig ist von der Beschaffenheit der Andern, davon zeugt jedes Blatt der h. Schrift, das von seiner Liebe erzählt, davon jedes Wort, welches er von der Liebe gesprochen, davon das Wort in unserm Evangelio: „Gehe hin und thue desgleichen.“ Nur wenn wir dies fest im Auge behalten, ist es auch klar, wie der Herr, wo er das Gebot der Nächstenliebe einprägt, sagen konnte, „ein neues Gebot gebe ich Euch.“ Mitchristen, das Neue in diesem Gebot liegt eben darin, daß es eine Liebe seyn soll neuer Art, eine Liebe der Art, wie er sie geübt hat. „Gleichwie ich euch geliebt habe,“ spricht er, und diese Worte erklären es, warum das Gebot der Liebe ein neues Gebot ist. Solche Liebe war eine neue, eine bisher unerhörte Liebe, — und mit solcher Liebe liebt der Christ. Und wenn wir nun fragen: „Wie

hat denn Chriſtus uns geliebt?" ſo wiſſen wir es ja Alle, daß er uns geliebt hat, ohne daß wir es verdienten, er hat es gethan, weil er die Liebe in ſich trug, und nicht weil an uns ſolche Liebenswürdigkeit war, er hat uns geliebt, nicht weil wir vortrefflich und reich, ſondern weil wir Sünder und arm waren, und eben in dieſer Armuth ſeiner Liebe am meiſten bedurften. Und er, der ſo geliebt hat, ſpricht zu uns: „Ihr ſollt lieben, gleichwie ich geliebt habe." Und wenn auch jener Schriftgelehrte die Worte der Schrift anführt, welche die Liebe predigen, ſo kannte er doch nichts, als nur jene Liebe, die ein Lohn iſt für Vortrefflichkeit, es iſt jene Liebe, die der Andre durch ſeinen Werth erzwingt; die Liebe aber, die der Herr lehrt, die nur in dem Liebenden ihren Grund hat, die kannte er nicht, und konnte ſie nicht kennen.

II. Es iſt nicht zu zweifeln, meine geliebten Freunde, daß Manche, welche ſo eine Anſicht hören, darüber als über eine Schwärmerei lächeln werden, es geſchieht täglich, daß Viele es ausſprechen, dergleichen höre ſich recht gut an, möge wohl auch für die erbauliche Betrachtung paſſend ſeyn, in der Wirklichkeit aber komme man mit ſolchen Anſichten nicht weit, denn da ſage Jedem ſein geſunder Menſchenverſtand, daß es nicht anders ſeyn könne als ſo, daß die Liebe vom Werth oder Unwerth deſſen abhänge, den wir lieben. Wer der Liebe werth ſey, den müſſe man, wer ihrer unwerth, den könne man nicht lieben. Wenn geſagt wird, das ſey der Welt Lauf, ſo wollen wir es nicht leugnen, aber wie ſündig der iſt, das wiſſen wir Alle. Aber wenn man ſolche Lehre nur etwa in der Kirche will gelten laſſen, da vergißt man, daß was in der Wirklichkeit und im Leben falſch iſt, daß das auch nie Geltung haben kann in der frommen Betrachtung, eben ſo aber auch, daß was hier wahr iſt, daß das auch beachtet werden muß im Leben und Thun. Aber wenn wir nun auf die Wirklichkeit ſehn und aufmerkſam bedenken, was wir denn im gemeinen Leben Liebe nennen, ſo werden wir ſehen, wie, vielleicht uns ſelber unbewußt, in der That Allen die Liebe als die höchſte und herrlichſte erſcheint, welche ein Abbild von der

Liebe Christi zu uns ist, d. h. eine, welche nicht hervorgebracht wird durch die liebenswerthen Eigenschaften dessen, den wir lieben, sondern durch Gott in uns gewirkt ist, indem er unser Herz weich, empfänglich, liebevoll machte. Seht doch etwa hin auf das Herz einer Mutter, die ihr Kind liebt; liebt sie es etwa, weil es die Liebe verdient? Wird ihre Liebe etwa geringer, wenn sie Schwächen, Mängel, Sünden an dem geliebten Kinde bemerkt? Ach manches Kind des Schmerzes und des Kummers, mancher verlorne Sohn, der vom rechten Wege abirrte, ist darum nicht weniger ein Gegenstand der mütterlichen Liebe, denn kann die Mutter je ihres Kindes vergessen? Warum wird denn die Liebe, welche Eltern zu ihren Kindern, warum die, welche Geschwister unter einander haben, immer als Muster angeführt der wahren Liebe? — Warum anders, als weil sich darin am meisten eine Liebe zeigt, der ähnlich, die Christus gegen uns hegte, eine Liebe, die sich nicht gründet auf den Werth des geliebten Kindes, sondern in dem Herzen der liebenden Eltern ihren Grund hat. Man meint nun aber vielleicht, nur in diesen Verhältnissen könne dergleichen vorkommen, weil es hier die Bande der Familie sind, die sie verbindet, ein gleiches Blut in Beiden sie so zu einander ziehe und an einander binde. Aber sind denn nicht auch alle Christen unter einander verwandt und eines großen Hauses Kinder, ist es nicht gleichfalls ein Blut, das in ihnen fließt, das Blut der erlöseten Menschheit, sind sie denn nicht durch den Herrn vereint zu Gliedern an einem Leibe? Und eben darum soll ihre Liebe seyn gleich der in jeder andern engen und innigen Verbindung.

Es ist aber auch gar nicht der Fall, meine Freunde, daß man nur von jenen oben berührten heiligen Verhältnissen das gelten lassen könne, daß solche Liebe Statt findet. Im Gegentheil, wenn wir nur aufmerksam darauf achten, was Andre und was wir selbst oft von der Liebe überhaupt aussagen, so muß es uns klar werden, wie wir selbst immer an die Liebe solche Forderung machen. Man sagt nämlich oft: „Zur Liebe könne man Keinen zwingen.“ Wenn solche, die lieblos sind, das aussprechen, so kann das uns nicht wundern, und wir können nicht leugnen, daß sich dann ein recht unreiner Sinn

hinter solchen Worten verbirgt. Sie wollen nämlich ihre Herzenshärtigkeit entschuldigen, und wie wohl in einem Rechtshandel Jeder sein Recht bewiesen hat, wenn er zeigt, daß der Andre ihn nicht zwingen dürfe, so sehen sie die Liebe auch an als eine Pflichtleistung, zu der Niemand sie zwingen kann. Aber wenn wir von diesen absehen, so pflegen wir Alle da, wo wir es etwa gewahr werden, daß ein Andrer Etwas gegen uns hat und uns nicht mit Liebe entgegen kommt, zu seiner Entschuldigung zu sagen: „zur Liebe kann man Niemand zwingen." Was heißt das aber anders, als daß die Liebe etwas ist, was der Andre aus freiem Antriebe uns schenkt. Würde, ob er uns liebt oder nicht, davon abhängen, wie wir uns gegen ihn betragen, so könnten wir ja nur thun, was nothwendig in ihm Liebe hervorbringt, d. h. ihn allerdings zwingen zur Liebe. Oder umgekehrt, wo wir einen Menschen nicht lieben — leider gibt es ja, so sehr wir das Gebot der Nächstenliebe kennen, der Augenblicke viele, wo es tauben Ohren gepredigt wird, wo statt Liebe Gleichgültigkeit und Haß sich in uns regt, und statt Wohlwollen wir Feindschaft zeigen, — wenn nun da es nur dessen bedürfte, die Vorzüge des Andern einzusehen, so wäre dem Liebloſen leicht geholfen, denn Vorzüge und gute Seiten kann man an jedem Menschen nachweisen. Aber fragt Euch doch, Ihr, die Ihr in Euch selbst Liebloſigkeit wahrnehmet und nun liebevoller werden wolltet, fragt Euch doch, ob es Euch gelang dadurch, daß Ihr Euch vorerzähltet, wie viel Gutes und Liebenswerthes der Andre an sich habe? Zu einem kühlen Lobe kann man es damit wohl bringen, auch wohl dazu, daß man gegen Andre sich nicht feindselig über ihn äußert, aber nicht zu inniger herzlicher Liebe. Um zu der zu gelangen, dazu gibt es nur ein Mittel, in sich zu gehen, zu erkennen die Sünde in sich selbst, und gegen sie zu kriegen, denn ist erst das Herz der Sünde mehr ledig geworden, so hat auch Gott darin mehr Raum bekommen, und die Liebe wird mächtig, denn er ist ja selber die Liebe.

III. Aber obgleich wir so es eingesehn haben, meine Freunde, daß die Erkenntniß, worin die wahre Christenliebe bestehe, uns nicht

fremd iſt, und obgleich eine genaue Betrachtung unſer ſelbſt es uns zeigt, daß wir gewohnt ſind, in allen möglichen Verhältniſſen an die Liebe dieſe Forderungen zu machen, ſo bedarf es doch auch einer warnenden Erinnerung daran, daß dieſe Erkenntniß oft aus unſerm Gemüthe ſchwindet, oder doch als todtes Beſitzthum ohne Frucht darin ſchlummert. Laßt mich nun heute eine ſolche Erinnerung ſo geben, daß ich einiger Aeußerungen erwähne, uns ſo geläufig, daß man ſie Redensarten nennen könnte, in welchen bei genauer Betrachtung es ſich zeigt, daß, wo ſie angewandt werden, das Weſen der Chriſtenliebe wenigſtens auf Augenblicke verkannt oder vergeſſen iſt. Es gibt nun ſolcher Aeußerungen viele, laßt mich nun aber nur an zwei derſelben erinnern, welche ſich auf unſer Verhältniß zu unſern Nebenmenſchen beziehn, darin ſich entgegengeſetzt, daß die eine den Nebenmenſchen entſchuldigt, wo er nicht zu entſchuldigen iſt, die andre ihn anklagt, wo er keine Anklage verdient, die aber beide, wie ſich leicht nachweiſen läßt, in dem Verkennen der chriſtlichen Liebe ihren Grund haben.

Die eine dieſer Aeußerungen alſo iſt eine ſolche, die den Nebenmenſchen entſchuldigen will, wo er nicht zu entſchuldigen iſt. Man hört ſehr oft — vielleicht haben wir ſelbſt oft dergleichen geäußert — wo ein andrer Menſch ſeine Liebe verſagt, und ſich lieblos beträgt, es ausſprechen: „Ich habe ſolche Liebloſigkeit verſchuldet, ich habe Nichts gethan, um ſeine Liebe zu verdienen, darum iſt es meine Schuld, daß er ſo lieblos iſt.“ Und ſolche Reden ſprechen Viele ganz ohne Arg aus, ja ſie meinen, in ſolchen Augenblicken noch beſonders beſcheiden und rein zu ſeyn, und ahnden nicht, daß ſie durch der Art Reden ſich verſündigen. Es iſt nun gewiß dem Menſchen heilſam, zu bedenken, wie wenig er Andern geweſen, wie viel er ihnen ſchuldig blieb von dem, was ſie erwarten und fordern durften, und wie er nie eine Veranlaſſung, ſeiner Sünde ſich bewußt zu werden, ungenutzt ſoll vorübergehen laſſen, ſo iſt es rathſam, auch da, wo er Liebloſigkeit erfährt, ſeines früheren Unrechts, ſeiner eignen Liebloſigkeit ſich zu erinnern; — ſolche Selbſtanklagen ſind nie ohne Grund und nie ohne Segen, aber etwas Anderes iſt's,

ob wir nun, wenn wir ſo uns ſelbſt anklagen und uns ſelbſt verdammen, ob wir da ſagen dürfen: „Es iſt natürlich, daß der Andere uns nicht liebt?“ Es fragt ſich, ob wir wohl, indem wir ſeine Liebloſigkeit für eine nothwendige Folge unſeres Unrechts erklären, ſo ihn von jeder Schuld frei ſprechen dürfen? — Mag man immer die Liebloſigkeit, die man erfährt, als Strafe anſehn für die, welche man ſelbſt gezeigt hat, iſt darum aber der, welcher ſich zum Werkzeug der Strafe macht, entſchuldigt? Iſt er frei von Sünde, weil ſeine Sünde die Folge hat, oder dazu dient, uns für die unſre zu ſtrafen? Weil uns Recht geſchieht, thut er darum Recht? — Nein, meine Freunde, ſeine Sünde bleibt ſeine Sünde, und wir dürfen darum ein ſolches Wort nicht ausſprechen, weil es unwahr iſt, was wir ſagen. Und ſage man doch nicht, daß dies eine unſchuldige Unwahrheit ſey, hervorgegangen aus dem unſchuldigen, ja lobenswerthen Beſtreben, die Schuld vom Andern ab und auf uns zu nehmen. Es iſt dies gar nicht ſo unſchuldig und unſchädlich als wir meinen. Denn haben wir einmal den Grundſatz aufgeſtellt, daß, wo der Andre lieblos iſt, ſeine Liebloſigkeit unſer Werk iſt, und nicht ſeine Sünde, ſo iſt es ja ganz natürlich, daß, wenn er nun aufhört lieblos zu ſeyn, wir dies auch für unſer Werk halten, wenn er anfängt, uns recht lieb zu haben, dies für unſer Verdienſt anſehen. Und wenn doch am Ende ein Jeder bei weitem mehr Liebe erfahren hat als Liebloſigkeit, o ſo findet ſein Hochmuth dabei ſehr ſeine Rechnung, die Sache ſo zu verkehren. Deswegen ſchmeichelt es unſerm eitlen Herzen ſo ſehr, wenn wir die Liebloſigkeit des Andern auf uns nehmen (noch dazu iſt der verſtohlne Troſt dabei, daß es doch nicht unſre Sünde allein ſey), dafür aber auch alle Liebe, die uns die Andern erwieſen, auf die Rechnung unſeres Verdienſtes zu ſchreiben. Und wenn wir ſolchen Grund haben, die Wahrheit zu verleugnen, iſt dies etwas ſo Unſchuldiges? — Aber wenn wir auch gar nicht dieſen Grund haben, aber nun bei ſolcher Anſicht die Liebe, die uns erwieſen wird, ſtatt uns zu demüthigen, uns hoffärtig macht und ſtets in unſern Augen unſern Werth erhöht, — iſt ſolche Anſicht ſo unſchädlich? — Darum klage Dich immer an, der Du Lieb-

losigkeit erfährst; möge wie Alles, so auch diese Erfahrung die Veranlassung seyn zur demüthigen Selbsterkenntniß, aber laß dabei uns Dein Auge nicht so dunkel werden, daß Du es verkennst, die Liebe stets unverdient ist und Liebloſigkeit stets Sünde. —

Die andere Aeußerung, der ich zu erwähnen habe, beruht gleichfalls auf einer irrthümlichen Ansicht von der christlichen Liebe, ob in derselben gleich das Wort Liebe gar nicht vorkommt. Es ist dies eine Aeußerung, zu deren besondrer Betrachtung schon unsere tägliche Erfahrung, dann aber auch unser Evangelium uns mahnt. Man hört nämlich sehr oft Klage über das Alleinstehen in der Welt. Mögen wir selbst, mögen Andre der Gegenstand solcher Klagen seyn, so pflegen wir immer den, der so allein steht, zu bemitleiden, und seine Umgebung anzuklagen. „Es ist Keiner, der mich versteht, Keiner, der mir gleich gesinnet wäre, kein verwandtes befreundetes Herz schlägt mir entgegen!“ so pflegt Mancher zu klagen, und hält sich dann für einen Menschen, der sehr unglücklich sey. So etwas Aehnliches mochte wohl auch in jenem Phariſäer sich finden. Das Evangelium sagt, er habe, um sich zu rechtfertigen, gefragt: „Wer ist denn mein Nächster?“ So mochte wohl diese Frage mit jener Bitterkeit des Unglücks ausgesprochen seyn und den Sinn haben: „Wen habe ich denn zum Nächsten? Ich habe ja Keinen, der mir nahe steht, sie haben sich alle zurückgezogen, und ich stehe allein da ohne eine befreundete Seele.“ Der Herr aber stimmt nicht ein mit ihm in solche Klage über seine Umgebung, tröstet ihn auch nicht etwa über sein Unglück, sondern giebt ihm den Rath, er solle ein Gleiches thun mit dem barmherzigen Samariter. Der Herr thut dies, weil in der That Liebe beweisen das einzige Mittel ist, nicht mehr allein zu stehn. Gehe hin und liebe, das ist das Wort, was wir Jedem zurufen, der darüber klagt, daß er allein sey, dies der Rath, den wir uns zu geben haben, wo wir uns allein fühlen. Laßt uns nur lieben, so werden wir sie schon haben die befreundeten und verwandten Herzen. Das soll nun nicht etwa heißen, daß die Dankbarkeit, die wir uns durch unsere Liebe erwerben, unser Alleinstehen werde aufhören machen. Das sey ferne von mir, daß ich an

heiliger Stätte die Liebe darstellte als den Preis, mit dem man eine Waare erkauft, nein, mit der Liebe, die wir erweisen, ist auch das Alleinstehen verschwunden, denn nur der Liebloſe fühlt ſich allein. Nicht dies, daß wir ungeliebt ſind, ſondern daß wir ſelbſt nicht lieben, das giebt uns das Gefühl des Alleinſtehens. Darum ſagte ich, daß ſolche Klagen hervorgehen aus falſchen Vorſtellungen von dem, was die Liebe iſt. Wären wir deß ſtets eingedenk, ſo würden wir, wo wir uns allein fühlen, darin nur unſere Liebloſigkeit erkennen und nicht die Andern anklagen, ſondern nur uns ſelbſt. Ja laßt uns nur lieben, ſo ſtehen wir nicht allein, mag auch Spott und Verfolgung uns treffen, laßt uns lieben, ſo haben wir der Unſrigen die Fülle, laßt uns lieben und dabei auf den ſehen, der uns ein Vorbild gelaſſen ſeiner Liebe. Seht doch auf den Herrn. Wer hat mehr gelitten von Undank und Liebloſigkeit? und dennoch hat er ſich nie allein gefühlt, weil er immer für eine ganze Welt zu ſorgen hatte und über ſie zu weinen, weil er Alle liebte, darum waren Alle ſein Eigenthum, und er konnte ſprechen: „Sehet, da ſind meine Mutter und meine Brüder und meine Schweſtern.“ Möge doch nur ſein Geiſt immer mehr in uns walten, er ſelbſt immer mehr in uns Geſtalt gewinnen, ſo werden auch wir, ſein neues Gebot erfüllend, in Allen Brüder und Schweſtern erblicken. Amen.

VI.

Ueber Strafe und Vergebung.

Die Gnade ſey mit uns! Amen.

Text, Luc. 17, 3.

So dein Bruder an dir ſündiget, ſo ſtrafe ihn, und ſo er ſich beſſert, vergieb ihm. Und wenn er ſiebenmal des Tages an dir ſündigen würde, und ſiebenmal des Tages wiederkäme zu dir, und ſpräche: Es reut mich; ſo ſollſt du ihm vergeben.

Andächtige Freunde! Was unſer Heiland durch ſeine Erſcheinung uns gebracht hat, und was er hier auf Erden verkündigte, iſt nicht nur eine Belehrung über Gottes gnädige Geſinnung gegen uns, nicht nur eine Lehre, die, andrer Art und herrlicher, als jede andere, doch das Leben auf Erden und die Handlungen und Geſinnungen, die ſich auf unſere irdiſchen Verhältniſſe beziehn, unverändert gelaſſen hätte. Nein, meine Freunde, das Alte hat aufgehört, und es iſt Alles neu geworden. Nicht nur unſer Wiſſen von Gott, auch die Pflichten gegen ihn, auch die Pflichten gegen Andere, die er uns bekannt gemacht hat, ſind ganz andere als die, welche bei Juden und Heiden als die wahren und richtigen galten. Es iſt ja das ganze Leben ein Leben in einem neuen Geiſte, und wenn dies iſt, ſo müſſen auch die Aeußerungen des Lebens, die Thaten, in dieſem neuen Geiſte gethan werden. Es ſind neue Gebote an die Stelle

des alten Gesetzes getreten, die bei dem alten Geiste nicht da seyn konnten, und die erst, als des Gesetzes Herrschaft gebrochen war, den Menschen gebracht wurden, die jetzt erst fähig wurden, sie zu befolgen, — und ein solches neues Gebot haben wir denn auch heute vernommen. Und wenn schon jedes eigenthümlich christliche Gebot, eben weil es ein eigenthümlich christliches ist, uns zu einer aufmerksamen Betrachtung desselben auffordert, so vereinigen sich bei diesem Gebote der Gründe mehrere, die solche Betrachtung uns allen wünschenswerth, ja nothwendig machen. Denn einerseits scheint dieser Ausspruch des Herrn darin eine Schwierigkeit bei der Betrachtung darzubieten, daß zwei, wie es scheint verschiedene, ja fast entgegengesetzte Gebote darin enthalten sind; anderen Theils hat es gar Viele gegeben, die namentlich dem Anfange dieses Ausspruchs es gar nicht haben zugestehen wollen, daß er ein christlich Gebot enthalte, die mit einem gewissen Unbehagen diese Stelle in der Schrift lesen, ja sie, wär's möglich, gern ganz aus ihr verwiesen. Aber diese Gründe müssen uns ja um so mehr dazu bewegen, diesem Ausspruch des Herrn unsere Aufmerksamkeit zu widmen, und so mögen sie uns denn auch heute Veranlassung werden, nach Anleitung dieser Textesworte zu betrachten:

Des Christen Verhalten bei Versündigungen Anderer.

Da aber laßt uns zuerst fragen: Ob und warum der Christ strafen darf, dann: Ob wir bei jeder Versündigung strafen müssen, endlich aber: Ob sich Strenge und Versöhnlichkeit im menschlichen Herzen vereinigen lassen?

Und du, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit. Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Was darf ich thun, und was soll ich thun? Diese Frage ist's, die sich im menschlichen Leben stets wiederholt, und in jeder neuen Lage, in jedem neuen Verhältniß immer wieder sich dem Menschen vorstellt und sich ihm immer wieder vorstellen muß, damit er lebe; denn der, welcher diese Frage nicht mehr zu thun hat,

weil ihm überhaupt nichts mehr zu thun übrig iſt, der iſt ſchon angelangt an der Grenze des Lebens. Dieſe Frage könnte aber dennoch auf eine andre Weiſe verſchwinden, meine Freunde, wenn nämlich der Menſch zu dieſer Sicherheit im Handeln käme, welche ihn nicht mehr unentſchieden ſeyn, ſondern ihn ſo ruhig dahingehen ließe, wie er ſein leibliches Leben lebt, ohne Zweifel, ja ohne das Bewußtſeyn, daß ein anderes Thun als das, welches er eben beginnt, nur überhaupt möglich wäre. Aber kommt denn der Menſch dahin? — gelangt er denn zu ſolcher Feſtigkeit und Ruhe, die ihn ſtets das vorgeſteckte Ziel vor Augen haben, und nie vom richtigen Wege abirren läßt? Nein, Mitchriſten, ſo weit bringt es der Menſch hienieden nicht, immer wieder verſteckt ſich auch dem Beſten unter uns und dem Tüchtigſten das Ende, wohin unſer Aller Ringen geht, und wo die Krone unſer wartet, und oft muß auch der, der des Weges am kundigſten iſt, ſich umſehen nach einem Helfer, der ihn zurechtweiſe. Wohl uns Allen, daß dieſer Helfer nicht fern iſt, wohl uns, daß er zu unſerem Beiſtande bereit, nur unſeres Rufes harrt und uns nie verläßt. Chriſtus der Herr iſt's, der uns gegeben iſt, uns hindurchzuleiten durch alle gefährlichen Stellen des Weges, Chriſtus der Herr, iſt's, der, ſo oft jene Frage erſchallt, mit der Antwort uns nahe iſt. Ja, meine Freunde, ſo oft ſich der Menſch an Chriſtum wendet, und fragt: „Was ſoll ich thun?" ſo oft ſteht ihm auch das Beiſpiel des Herrn vor Augen, das ihm zuruft: „Gehe hin und thue desgleichen," und ſo oft der Menſch, von Zweifeln getrieben, die Auskunft verlangt: „Was iſt mir erlaubt?" ſo oft iſt der Herr bei ihm mit ſeinem Worte, das ihn zurechtweiſt. Chriſti Beiſpiel und Lehren ſind es, die in jedem Fall und in jedem Verhältniß uns zeigen, was wir zu thun und zu laſſen haben, und mögen auch unſre Verhältniſſe die verſchiedenſten ſeyn, mögen die Lagen, in welchen wir uns befinden, die allerſeltſamſten ſcheinen, dennoch wird ſein Wort uns belehren, und wird uns nie im Ungewiſſen laſſen, weil ja ſein Wort nicht nur für Einige da iſt, ſondern er uns Allen Alles geworden iſt. So giebt uns denn der Herr auch in unſeren heutigen Textesworten die Antwort auf eine Frage, die wichtig

genug iſt, um ſie an den Herrn zu richten, auf die Frage nämlich: „Ob es uns erlaubt ſey, den Nebenmenſchen zu ſtrafen?“

„Wenn dein Bruder an dir ſündiget,“ ſpricht der Herr, „ſo ſtrafe ihn.“ In dieſen Worten iſt die ganze Antwort gegeben, wir dürfen ſtrafen, denn der Herr hat es geboten, und wenn Jemand ſagte, es ſey nicht erlaubt, ſo haben wir das Wort des Herrn für uns, wogegen jegliches Menſchenwort als ein Nichts verſchwindet. Wenn wir nun gleich hierin die Wahrheit haben und die Sicherheit, die durch menſchliche Weisheit nicht kann geſtützt und geſtärkt werden, wenn gleich dieſe Worte uns die ſicher vorgezeichnete Bahn darbieten, von der wir nicht abweichen ſollen, ſo iſt doch damit unſer Forſchen nicht aufgegeben: warum dem ſo ſey? — nicht als ob unſer Geiſt zum Richter gemacht werde über den göttlichen Geiſt, und als ob wir entſcheiden ſollten, ob das, was Gott geſagt die Wahrheit ſey, — (daß es die Wahrheit iſt, iſt gewiß, eben weil Gott es geſagt) — aber dennoch dürfen und ſollen wir dieſe Wahrheit genau ins Auge faſſen, und in allen Gründen erwägen, nicht um die göttliche Wahrheit noch wahrhafter zu machen, ſondern damit wir immer mehr wachſen in der Erkenntniß Gottes, und damit immermehr alle Zweifel verſchwinden, die freilich jene Wahrheit ſelbſt nicht unſicher machen, aber doch unſern Glauben an ſie verhindern. Ja, meine Freunde, wir dürfen und wir ſollen nachdenken und forſchen, wir ſollen es beſonders bei den Lehren, wogegen der Zweifel um ſo mächtigere Waffen aufbringt, als er ſich ſcheinbar auf die Wahrheit beruft und vielleicht gar andere Reden des Herrn vorbringt, die gegen das zu ſtreiten ſcheinen, was wir lehren; da müſſen wir uns immer mehr in die Betrachtung deſſen vertiefen, was der Herr lehrt, und genau abwägen die Gründe der Gegner, damit immer herrlicher das Licht der Wahrheit uns entgegenſtrahle und immer mehr die Zweifel ſchwinden, die das ſchwache Menſchenherz dagegen vorbringt.

„Wie iſt es möglich,“ ſo möchte wohl Mancher ſagen, — und ſein Einwand brauchte nicht gerade in der Feindſchaft gegen Gott, oder im Unglauben ſeinen Grund zu haben, ſondern könnte vielmehr

in der innersten Ueberzeugung, wie das Christenthum Liebe lehrt und nur Liebe, gegründet seyn, — „wie ist es möglich, daß der Christ, auch wenn das größte Uebel ihm zugefügt wird, es nicht geduldig ertrage? wie soll der, dem es Ernst ist um die Befolgung des Gebots der Liebe, das wohl zu thun vorschreibt denen, die uns verfolgen und betrüben, wie soll der dazu kommen, den Sünder zu bestrafen? Es kann dem Herrn nicht Ernst gewesen seyn mit dem Gebot, das wir eben vernahmen, denn, lehrt uns nicht die Schrift, daß die Rache des Herrn ist? er will vergelten, und Niemanden steht dies sonst an, wir haben das Gebot empfangen, zu segnen, wo uns geflucht wird, und uns zur Strafe auffordern, heißt uns des Christenthums verlustig machen und in die Zeit zurückführen, wo es hieß: Aug' um Aug', Zahn um Zahn."

Mitchristen, jener Einwand scheint allerdings triftig und ist zu beachten, denn er ist nicht hervorgegangen aus dem sich aufblähenden schwachen Verstande des Menschen, er gründet sich auf eine von Gott verkündigte Wahrheit, die eben so fest steht als das Wort, das wir heute vernahmen. — Die Rache ist des Herrn! Das ist ein wahrhaftiges ewiges Wort, die Rache ist dem Menschen untersagt, die soll er nicht üben. Aber sie ist es auch nicht, die unser Erlöser uns in unserm Texte zur Pflicht macht. Nicht Rache sollen wir üben, sondern Strafe. Eben weil die Rache des Herrn ist, eben deswegen hat sie auch aufgehört Rache zu seyn, und was unheilig war, ist so geheiligt worden, und was untersagt, zum Gebot. Rache ist es, wenn der Mensch bei dem ihm zugefügten Unrecht nur sich im Auge hat, und nur deswegen gegen den Uebelthäter auftritt, weil der sich gegen ihn vergangen, seinem Wohlseyn Etwas in den Weg gelegt hat; da ist das Maaß, wonach wir messen, ob Etwas recht sey oder ein Unrecht nur unsere Selbstsucht, und hat einer gegen die sich vergangen, da streben wir nicht nur seine Gewaltthat abzuwehren, sondern eine andre ihm zuzufügen, und so Unrecht auf Unrecht zu häufen. Nun aber ist die Rache des Herrn, nun ist, was uns zur Feindschaft aufruft gegen die Uebelthat, nicht unsere Selbstsucht, sondern die Liebe zum Herrn

und zu seinem Gebot, nun ist, was gefährdet ward, nicht unser Vergnügen oder unser Glück, sondern das Gesetz Gottes, nun handeln wir nicht als wir selbst, sondern als Diener des Höchsten. Und darin, daß wir jetzt nicht in unserm Namen auftreten gegen den, der die Uebelthat verübt, sondern im Namen des Herrn, darin hat die Rache aufgehört, zu seyn, was sie war: der Genuß, den wir unserer verletzten Selbstsucht verschafften, und der kein Maaß kennt und kein Ziel. Und wenn auch unsere Textesworte in den Uebelthaten, die wir strafen sollen, gerade die erwähnen, die gegen uns verübt seyen, so spricht der Herr doch: „wenn dein Bruder gegen dich sündigt," und ist durch dieses Wort schon gesagt, daß wir strafen sollen, nicht weil gegen uns gehandelt ist, sondern weil Sünde verübt wurde, und nur die, in welchen noch die Rache ihr Spiel treibt, werden nicht nur die Sünde strafen, sondern auch bei jeder unwissentlichen Kränkung, die der Bruder ihnen zufügt, sie ihm vergelten. Die aber so thun, die sind es, die noch der Rache fröhnen, und es vergessen, daß der Christ keine Rache mehr kennt, sondern nur Strafe.

Aber wenn dem auch so ist, und wir auch von uns abgethan haben die Bosheit der Rache, wird es uns nicht dennoch so erscheinen müssen, als müßte unter uns auch die Strafe verschwinden? und muß nicht der, welcher erkannt hat, daß er nicht vergelten dürfe, zurückschaudern auch davor, daß er den Bruder strafe, da doch auch die Strafe ein Uebel ist dem, der sie erduldet? — Ist also nicht hierin das Gebot gegeben, dem Bruder ein Uebel zuzufügen, und wie soll dies zusammenstimmen mit der christlichen Liebe? — Ach, Mitchristen, lassen wir uns nicht täuschen mit wohltönenden Worten, die aus einem reinen Herzen zu kommen scheinen und doch oft den Keim in sich tragen zu vielem Unreinen, ja, selbst aus einer Unlauterkeit hervorgehen. Was Jene, die so sprechen, Liebe nennen, das ist gar oft nichts weiter als eine weichliche Empfindung, die gerade im Gegentheil der Liebe, in der Selbstsucht nämlich, ihren Grund hat. Wem von uns ist es nicht schwerer, den Bruder leiden zu sehn, als ihn im Wohlseyn zu erblicken; gehn wir aber so weit, daß wir

ihn ruhig dem Abgrund entgegen gehn lassen, um ihn nicht, wenn wir ihn aufhalten, hart zu berühren, — ja! da ist es die Liebe nicht, die wir haben, nein, nur das feige sich Ersparen eines unangenehmen Anblicks, oder die Furcht vor einer trotzigen Erwiderung, die uns ihn seinem Verderben, das wir vielleicht nicht mit ansehen werden, nahen läßt. — Die wahre Liebe straft, und eben weil sie nur straft, nicht aber Rache übt, thut sie es mit dem Gefühl des Schmerzes und nicht im Grimm, thut sie es nicht in Zorn und aufwallender Heftigkeit, sondern mit sanftem Gemüth, denn sie sieht ein, sie müsse so thun. Laßt uns Gott nachstreben. „Wen er lieb hat, den züchtigt er," spricht die Schrift. Nicht darin offenbart sich unsere Liebe gegen den fehlenden Bruder, daß wir ihn schonen, sondern daß wir vor unchristlicher Rache uns hüten. Strafen wollen wir darum, auf daß wir nicht einst selbst gestraft werden. Denn wehe uns, wenn Einer einst vor Gottes Thron von uns sagt: „Hätte der mich gezüchtigt, ich stünde jetzt nicht so vernichtet vor dir." —

II. Es darf also der Christ strafen und er soll strafen, das Gebot des Herrn lehrt uns dies, und das sagt uns auch die Betrachtung des göttlichen Wirkens und Waltens. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er, und er hat Alle lieb, er läßt seine Sonne aufgehn über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Auch wer sonst in seinem Leben sich als ein treuer Knecht erwies, entgeht der Züchtigung nicht, weil er, wie wir Alle allzumal, ein Sünder ist, und wohl uns, daß wir dies wissen. Denn jede Züchtigung, die Gott uns schickt, ist ein neuer Beweis seiner Liebe, jede Strafe, mit der er uns heimsucht, ruft uns von Neuem zu, daß er seine Kinder nicht verwahrlost.

Ist es aber immer so, meine Mitchristen? — Sehn wir nicht täglich Solche vor uns, die in ihren Sünden dahinleben, und sind sie uns nicht ein Beweis, daß vieles Ueble geschieht, was seine Strafe nicht erhält? Und könnte nicht diese Erfahrung uns dennoch zu jener eben getadelten Langmuth bringen, da ja Gott selber sie übt? — Das sey ferne. Gott übt sie nicht, es ist nicht so, daß

eine Sünde so bliebe wie sie ist, und Gott unthätig ihr zusähe und sie bestehen ließe. Lassen wir das üppige Wuchern des Bösen, lassen wir den Triumph und das irdische Wohlseyn so vieler Uebelthäter nicht uns irre machen; wir wissen, daß das Böse keine Macht hat gegen Gott, wir wissen, bald wird seine scheinbare Stärke verschwinden. Lassen wir uns nicht blenden durch das Geschwätz thörichter Klugheit und sündhaften Leichtsinns, der, was er nicht sieht, für unmöglich hält, und dem, was er nicht stündlich erfährt, das Daseyn abspricht. O, Jenen, die sich sicher wähnen vor der Strafe Gottes, und meinen, sie werde ewig ausbleiben, ihnen wird schon einmal kommen die Erkenntniß ihres Wahnsinns, und mit Entsetzen werden sie sehn, wie das, woran sie zweifelten, sie vernichtet. Laßt uns nicht wähnen, Mitchristen, daß Gott der Sünde nicht achte, weil der Sünder heute noch seiner Gesundheit sich freut und seines Lebens. Der Tag der Strafe kommt, wenn heute nicht, doch endlich heran, und da wird offenbar werden die Gerechtigkeit des Herrn. Daß Einer früher, der Andre später, der Dritte vielleicht gar nicht während des irdischen Lebens der Strafe anheim fällt, das ändert nichts, denn wer wollte dem Herrn seine Wege zeigen und sagen: „Handle hier und verziehe dort!“ oder wer wollte ihm Tag und Stunde bestimmen, und sprechen: „Jetzt warte, morgen aber erscheine!?“ —

Aber nicht nur dies, daß die göttliche Strafe nicht an Zeit und Stunde gebunden ist, bringt bei Manchem Täuschung und Zweifel hervor, nein etwas Andres ist eben so oft der Grund, warum wir die strafende Gerechtigkeit Gottes nicht wahrnehmen. Oft nämlich ist die Strafe schon da, hat bereits den Uebelthäter getroffen, aber wir sehen es nur nicht. Wer durchschaut die Falten des menschlichen Herzens, wer mag sagen, wie viele von denen, die leichtsinnig und gottvergessen erscheinen, in einsamen Stunden die Folter der Gewissensqual empfinden und in sich erzittern? Ist denn das Gefühl unserer Nichtigkeit, das wie ein Blitzstrahl in der Stunde der Sünde uns durchzuckt, nicht eben so eine Strafe, und eine härtere, als alle Qualen des Leibes und alle Entbehrungen des Lebens? Ist

nicht der Tadel des Gewiſſens ein Stachel, der jedes Ungemach, auch das kleinſte, zu einer unerträglichen Qual macht, weil er uns ſagt: „Du haſt verdient, was du erduldeſt!“ Ja, meine Mitchriſten, ſo iſt es. Dieſer Wurm, der nicht ſtirbt, iſt es, der oft, ohne daß die Welt es ſieht, an des Sünders Herzen nagt, der fröhlich ſcheint, und doch in ſich den Tod trägt.

Ja, den wahrhaften Tod, und dennoch, obgleich er der Tod iſt, wohl jedem, der ihn erleidet! denn in dieſem Tode liegt der Keim des neuen, des beſſeren Lebens. Denn wenn der Menſch, zerknirſcht und niedergedrückt von dem Bewußtſeyn ſeiner Schuld zu Gott ruft: „Ich bin nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße,“ ſo fallen die Schuppen von ſeinen Augen und er ſieht die offnen Vaterarme, die lang ſchon ſeiner harrten und die er nur aus ſelbſtverſchuldeter Blindheit verkannte. Dann fällt das Hinderniß hinweg, das den Menſchen von Gott ſchied, und der, der ſeinen Sohn für uns gegeben, wird ſichtbar als der vergebende Vater. Denn ſo gewiß Gott ſtraft, ſo gewiß vergibt er auch, und keine Sünde beſteht, und keine Uebelthat wird verübt, die nicht beſtraft wird oder vergeben; beſtraft, wenn der Sünder beharrt in ſeiner That, vergeben, wenn er an die ſündhafte Bruſt ſchlägt und reuig um Gnade bittet. Gott iſt barmherzig, und die Reue führt uns wieder hin zu dem, den wir verloren hatten, ſie gibt uns den wieder, von dem wir uns verlaſſen wähnten. Und dieſe Barmherzigkeit Gottes, die den reuigen Sünder nicht verſtößt, dieſe iſt's, die immer auch uns die Barmherzigkeit predigt und die zu uns die Worte des Textes ſpricht: „Wenn der Sünder bereut, ſo vergib ihm.“

Die Reue und Gottes Vergebung ſind oft ſchon da, wo wir ſie bei dem, der vorher in ſeinen Sünden dahin lebte, nicht ahnden, und die Barmherzigkeit Gottes beſchämt da unſere Härte im Urtheilen und Verdammen. Wir, die wir ſo tief in der Schuld ſind gegen Gott, wollten wir nun ſtrenger ſeyn gegen unſere Schuldiger als er, wir, die wir bei jedem Unrecht, das der Andre uns zufügt, uns geſtehen müſſen: „Es trifft dich dies, wie jedes, Ungemach nicht unverdient,“ ſollten wir dem Bruder, der gefehlt hat und nun reuig

die Hand bietet, sie versagen? Nein, meine Mitchristen, lassen wir die Barmherzigkeit Gottes nicht uns hart machen, nicht seine Milde uns mit unerbittlicher Strenge erfüllen. Jedes Mal, wo Gott uns unsere Schuld vergibt, sey seine Vergebung uns ein Gebot desgleichen zu thun, jedes Mal, wo wir uns bewußt werden der Versöhnung mit ihm, werde auch die Versöhnung gefeiert mit jedem Bruder, und darin wollen wir nicht müde werden. Die Gnade Gottes sey uns Beispiel, wie er immer wieder vergibt, wenn der Sünder Buße thut, und nicht müde wird, stets aufs Neue das Kind wieder aufzunehmen, so oft es sich auch von ihm entfernen mag, so wollen auch wir nicht darüber Rechnung halten, wie oft und was wir schon vergeben. Nein, der Herr sagt: „Und wenn dein Bruder sieben Mal des Tages an dir sündigen würde, und sieben Mal des Tages wiederkäme zu dir und spräche, es reuet mich, so sollst du ihm vergeben.“ Ja, wir sollen ihm vergeben, und wenn wir ihm wahrhaft vergeben haben, so werden wir auch das nächste Mal, wo er sündigt, nicht mehr deß gedenken, daß er schon einmal gefehlt hat, denn würden wir dies, so hätten wir ihm ja nicht ganz vergeben. Der, welcher spricht: „Dies Mal will ich vergeben, das nächste Mal aber nicht,“ oder: „Ich habe mich oft versöhnlich gezeigt, jetzt aber ist es damit zu Ende,“ o, der straft sich selber Lügen und zeigt, daß, was er für Vergebung hielt, nichts war, als nur Aufschub der Rache, und, was ihm Versöhnlichkeit dünkte, nur in Augenblicken in ihm ist, nicht aber immer ihn beseelt, der zeigt, daß das Gebot des Herrn ihm noch ein Zwang ist, und noch sein Wesen nicht so durchdrang wie es soll. Der aber, dem es kein Zwang und keine Fessel mehr ist, der wird nicht fragen: „Ist's genug, wenn ich meinem Bruder sieben Mal vergebe?“ sondern fern von Zahl und Maaß stets mit derselben Liebe den reuigen Bruder empfangen.

Mitchristen, diese Pflicht der Versöhnlichkeit, dieses dem Bruder sich immer aufs Neue Hingeben, wenn er uns auch eben kränkte und eben sich gegen uns verging, — es ist nichts Leichtes, nein, in der Wurzel des menschlichen Herzens waltet die Selbstsucht, die immer wieder dagegen anstrebt und stets aufs Neue die Erfüllung dieses

Gebots zu verhindern ſucht. Sie iſt es, die nur die Sünden vergibt und vergißt, die wir ſelbſt begingen, die aber, welche der Andre uns zufügte, in eherne Tafeln eingräbt, aus denen wir ſie nicht zu vertilgen vermögen. Wir nicht; der natürliche Menſch kann nicht auslöſchen aus ſeinem Gedächtniß, was ihm Uebels gethan ward; er kann kaum dazu ſich erheben, daß er Jedem ſein Recht widerfahren läßt, er fröhnt höchſtens dem Geſetz, das mit unerbittlicher Strenge als Zuchtmeiſter daſteht für Jeden. Zur Liebe können wir uns nicht erheben. Es iſt aber Einer, der uns den Weg zeigt durch die enge Pforte, und die Kraft gibt, durch ſie hindurch zu dringen, und der iſt Chriſtus der Herr. Nur durch ihn, der allen Feinden vergab, können wir vergeben, nur ſeit er erſchien und die Welt mit dem Vater verſöhnte, iſt auch Verſöhnlichkeit unter den Menſchen, und ſo muß unſere Antwort ſeyn, wenn wir jenes Gebot hören, wie die Antwort ſeiner Jünger war: „Stärke uns den Glauben!“ Ja, meine Mitchriſten, laßt uns wachſen im Glauben an ihn, laßt dieſen beſeligenden Glauben uns durchdringen und unſere Erkenntniß ſtärken von der Wahrheit. Nur mittelſt dieſer geheiligten Erkenntniß können wir uns immer deutlicher machen das Gebot des Herrn, und ſie wollen wir auch jetzt anwenden, um uns klarer deſſen bewußt zu werden,

III. wie es denn möglich iſt, daß im Menſchenherzen ſich Strenge und Verſöhnlichkeit vereine.

Meine Freunde. Die Worte des Herrn, die wir betrachtet haben, enthalten ein doppeltes Gebot, und wir haben ein jedes einzeln ins Auge gefaßt. So wahr, es nun als ein göttliches Wort iſt, und ſo klar wir eingeſehen haben, daß nicht nur dieſes Wort, ſondern auch Gottes bekehrendes Walten uns dazu führt, dies Gebot zu erfüllen, ſo möchten ſich doch wohl nicht alle dabei beruhigen, und mancher Zweifel bleibt wohl noch bei Vielen unter uns, der nicht ans Licht gezogen und alſo nicht beſeitigt iſt. „In Gott freilich,“ könnten wir ſagen, iſt das ſo, „daß er ſtrafen und vergeben kann, aber kann der Menſch hierin Gott ähnlich werden? Iſt nicht viel-

mehr für uns ein unüberwindlicher Widerſpruch zwiſchen dem Gebot, zu ſtrafen und dem, zu vergeben, — wie ſoll ſich in unſerm Herzen die ſtrafende Gerechtigkeit mit der vergebenden Liebe paaren? Wir ſind zu ſchwach dazu, und eine dieſer Tugenden wird nicht nur, ſondern muß nothwendig von der andern Gewalt leiden." —

Freilich ſo ſcheint es, und wenn gleich jedes der betrachteten Gebote ſich als wahr erwieſen hat, ſo bleibt dennoch die Vereinigung beider auf den erſten Anblick eine Unmöglichkeit. Und wenn wir bedenken, wie immer im Leben beide Vorſchriften getrennt erſcheinen, und wie wir gewohnt ſind, ſchon ſtillſchweigend bei dem, dem Gerechtigkeit nachgeſagt wird, die Liebe nicht vorauszuſetzen, bei dem aber, der liebevoll erſcheint, zu meinen, er werde leichter vom Wege des Rechts abzulenken ſeyn, — ſo wird jener Zweifel uns immer natürlicher erſcheinen und immer ſchwerer zu widerlegen. Die Vereinigung beider wird uns immer ein Räthſel bleiben und ihr Verſuch von Andern beſtritten werden, wenn wir ſie dadurch zu Wege bringen, daß wir auf willkührliche Weiſe beſtimmen, wie weit die eine dieſer Tugenden ihr Gebiet erſtrecke und wo die andre das ihre beginne. Nur Ein Mittel gibt es hier, uns ſicher zum Ziele zu führen, und das iſt dies, genau zu unterſuchen, was denn die Strafe, die der Herr uns nicht nur erlaubt, ſondern vorſchreibt, ihrem Weſen nach iſt; und wer kann uns hierin ein Wegweiſer ſeyn, als wiederum Gott, dadurch nämlich, daß wir die Art ins Auge faſſen, in der er ſtraft.

Die göttlichen Strafen ſind Vernichtung des Böſen, ſind die Erſcheinung des Lichts, vor dem das Dunkel verſchwindet, ſind der Triumph, den die Wahrheit über die Lüge feiert, ſo nämlich, daß die Lüge darin eben als Lüge erſcheint und in ihr Nichts zurückfällt. Sie ſind der Richterſpruch, wodurch das Gericht, welches das Böſe in ſich ſelbſt trägt, nun wirklich gehalten wird über daſſelbe, und wodurch das, was vorher verborgen war und im Dunkeln Macht zu haben ſchien, nun ans Licht gezogen, in ſeiner Ohnmacht erſcheint. Es iſt nicht möglich, daß das Dunkel beſtehe vor dem Licht, und eben ſo iſt es nicht möglich, daß das Böſe beſtehe vor Gott, der

der Gute und der allein Gute iſt. Es iſt die Sünde, die in der Strafe vernichtet wird, das heißt, es iſt das ſich Auflehnen gegen Gott, welches hier ſein Urtheil empfängt, und wenn wir vorhin Rache und Strafe ſo unterſchieden, daß bei jener wir gegen den Beleidiger zu Felde zogen, weil er uns, bei dieſer, weil er das Recht verletzt hat, ſo iſt die Rache, die des Herrn iſt, eben keine Rache, denn was gegen ihn gethan iſt, das iſt ja gegen das Gute ſelbſt gethan. So ſtraft er die Sünde zu ſeinem Preiſe, damit er in ſeiner Herrlichkeit offenbar werde, ſo ſtraft, d. h. vernichtet er das Böſe, das mit es, indem es beſtraft wird, nur dazu diene, den Ruhm des Herrn zu verkündigen.

Und dazu ſollen auch wir ſtrafen, wir ſollen nur mit dem feſten Hinblick auf Ihn, der allein in der Sünde angetaſtet wird, auftreten zur Vernichtung der Sünde, ſollen uns dabei vergeſſen und nur das im Auge haben, daß ſein Sieg verkündigt werde. Je mehr wir dies erkennen, deſto eifriger werden wir auch ſeyn im Dienſte des Herrn, deſto emſiger und unverdroßner werden wir ihm unſere Kräfte weihn, und er wird ſie ſtärken, denn wir handeln ja nicht in unſerm, ſondern ſeinem Namen, wir wirken nicht für uns, ſondern zur Förderung ſeines Reiches, und da wird uns ſein Beiſtand nicht fehlen. Immer mehr alſo ſollen wir von uns die Selbſtſucht abthun, immer mehr nur in Gottes Namen thun, was wir thun, als ſeine Werkzeuge, die nur ihm den Weg zu bahnen, nur die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen haben, die ſeines Reiches Fortgang hemmen. Und wie er ſelbſt, wenn er den Sünder ſtraft, den Sieg ſeines Reiches feiert, ſo ſoll unſre Erkenntniß, daß dem ſo iſt, wachſen und uns immer kräftiger machen, ſo zu handeln, ſoll uns zu Streitern machen ſeines Reiches, die kein anderes Schwerdt führen, als was ſie von ihm empfingen.

Aber iſt es denn nur die vollzogene Strafe, wodurch das Böſe vernichtet wird, — kann es nicht ſeine Vernichtung noch anders empfangen, als dadurch, daß eine äußere Gewalt ſie vollzieht, — kann nicht das Werkzeug zur Vernichtung des Böſen der Sünder ſelbſt ſeyn? — Ja, meine Freunde, es iſt noch eine andre Art des

Urtheils da, das der Sünder selbst über sich ausspricht, und das er selbst an seiner Sünde vollzieht, und das ist die Reue. Wenn der, der schuldig ist, sich auch schuldig weiß und schuldig spricht, wenn er das Strafurtheil, das er verdiente, nicht von sich abwehrt, sondern herzutritt zum Gericht und es verlangt, da vollbringt er selbst, was, wenn er verstockt bliebe, von Andern vollbracht würde, da bleibt er nicht in der Feindschaft gegen Gott stehen, sondern klagt sich an und spricht selbst das Wort aus: „Ich bin des Todes schuldig!“ und die Antwort ist: „Du sollst leben!“ — Und was ist diese Frage und diese Antwort Anderes, als auch eine Vernichtung des Bösen, was Anderes, als ein Zurücknehmen dessen, was ich beschloß, als ein Ungeschehenmachen dessen, was ich gethan habe? Ist nicht hierin der Sieg des Reichs Gottes über das Reich des Bösen eben so herrlich und noch herrlicher ausgesprochen, als in den Leiden des gepeinigten Sünders? Darum wird Freude seyn im Himmel über einen Sünder, der Buße thut. Dies Bekenntniß des Sünders selbst, daß, was er gethan, vernichtet werden müsse, und die Vergebung, wodurch Gott es auslöscht und vernichtet, — darin ist eben, so wie in der Strafe, die Versöhnung zu Wege gebracht, nur hier im Bewußtseyn des Sünders selbst, während dort erst spät und nach erlittener Strafe er zu sich sprach: „Sie war verdient und ich bin meiner Sünde ledig.“ Und so ist durch die Reue und die Vergebung, die Strafe, die wir verdienten, unnütz geworden und erfolgt auch nicht. Denn laßt uns das nicht irren, daß wir oft Einen, der bereut, dennoch den Lohn seiner Sünden empfangen sehn. Hat er wahrhaft bereut und ist sein Schuldbekenntniß nicht nur eine flüchtige Aufwallung gewesen, und dennoch erfolgen noch von Gott gesandte Leiden, o, so fragt ihn selbst, er wird sie nicht als Strafe mehr ansehn, sondern ruhig, ergeben sie hinnehmen, als Folgen zwar seiner That, aber nicht mehr als Urtheil über dieselbe; denn dies ist schon gesprochen und vollzogen und die Schuld getilgt.

Ist dies nun bei Gott so, meine Freunde, und haben wir eingesehn, daß unsere Strafen auch nur göttliche Strafen seyn sollen, d. h. nicht Rache, o, so werden auch wir, wenn wir gegen den

Sünder handeln wollen, ſehn, ob er zu ſtrafen ſey, ob ihm zu vergeben. Es wird bei dieſer Erkenntniß nicht ein zwiefach Gefühl ſeyn, was uns zur Strafe treibt, oder zur Vergebung, ſondern nur die Eine Gewißheit, daß die Sünde ſoll getilgt werden. Iſt ſie es nicht, ſo werden wir ſie tilgen, aber iſt ſie's, ſo wird uns, wenn wir ſtrafen wollten und der Bruder uns reuig entgegentritt, nicht ein bittres Gefühl nachbleiben, weil die Verletzung unſerer Selbſtſucht unvergolten hingenommen werden ſoll, ſondern dieſelbe Ruhe, die wir nach der Strafe gehabt hätten, und eine viel ſeligere, da wir ſehn, daß der Fehlende ſelbſt das Strafurtheil vollzogen hat, und wiſſen, daß Freude iſt im Himmel. Es iſt ſchon geſchehen, was in der Strafe ſollte bewirkt werden, und die Freude darüber, daß dies geſchehen ſey, iſt eben die Vergebung, die ſo nicht ein andres Herz verlangt, als das, welches ſtrafen wollte, ſondern nur aus einem kommen kann, das hingehen konnte, um zu ſtrafen. Scheinbar darum, meine Freunde, iſt der Widerſpruch in dem Gebote des Herrn, ſcheinbar die Unmöglichkeit, es zu befolgen. — Es ſind nicht zwei Gebote verſchiedner Art, oder gar zwei, die ſich widerſprechen, nein, ſie ſind Eins und untrennbar, Eins hat nur durch das Andre ſeine Bedeutung und Wahrheit, und wenn jetzt ein Zweifler ſich uns entgegenſtellt und ſpricht: „Du ſollſt ſtrafen," alſo kannſt Du nicht vergeben, ſo wollen wir ihm getroſt erwiedern: Gerade in dem Gebot, daß ich den Sünder ſtrafen ſoll, iſt auch das ſchon enthalten, daß ich dem, der bereut, vergebe; ja, der, der nicht zu ſtrafen vermag, vermag auch nicht zu vergeben, denn der hat noch nicht eingeſehen, daß die Sünde darum Sünde iſt, weil ſie gegen Gott iſt, nicht aber weil ſie ihn ſelbſt verletzt.

„Strafe dem Sünder, und Vergebung dem Bereuenden!" das ſey, meine Freunde, unſer Loſungswort in allen Verhältniſſen unſeres Lebens, und dies Wort ſoll uns beſeelen; nicht ſo, daß Beides getrennt in uns erſcheine, nein, mit der Strafe ſey auch die Vergebung da, ſie können das, denn ſie ſind des Herrn Gebot und ſind Eins. Und wollen wir ſehn in einem beſtimmten Augenblick,

wie Strafe und Vergebung vereinigt sind, o, so laßt uns den Blick auf den Heiland werfen, als ihn der Jünger verleugnete, laßt uns betrachten ihn, mit dem Blicke der Strenge und Liebe, mit dem Blick, der den Abtrünnigen strafte, und dem, dessen Reue er voraussah, die vorige Liebe verhieß; laßt uns auf ihn sehn und zugleich auf den Jünger blicken, wie er ihn verstand, und wie er bitterlich weinte! Amen.

VII.

Warum muß Aergerniß kommen?

Die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti, die Liebe Gottes, und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes ſey mit uns Allen! Amen.

Text, Matth. 18, 7.

Wehe der Welt der Aergerniß halben! Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt! —

Chriſtliche Freunde! Es iſt der eben gehörte Ausſpruch des Herrn ein auffallender und räthſelhafter Spruch; ein Ausſpruch, der uns aus einem zwiefachen Grunde befremden muß. Denn auf der einen Seite ſcheint er völlig gegen unſere ſonſtigen Vorſtellungen zu ſtreiten, und gegen Alles, was wir für Lehre des Herrn halten, da wir doch immer geneigt ſind zu glauben, Aergerniß müſſe *nicht* kommen, der Herr aber hier ſagt: „es *muß* Aergerniß kommen;“ — auf der andern Seite ſcheint dieſer Ausſpruch ſelbſt einen unauflösbaren Widerſpruch in ſich zu enthalten, indem, was in der einen Hälfte deſſelben geſagt, in der andern zu Nichts gemacht, und, was in der einen behauptet, in der andern beſtritten wird. Jeder ſollte nun denken, daß gerade ſolche Ausſprüche des Herrn, wie dieſer, ganz beſonders zur Betrachtung und zum Nachdenken reizen müßten, weil ſie eben durch das Auffallende ſich uns mehr einprägen, als ſo viele andere, aber leider geſchieht es nur gar zu oft, daß ſolche Ausſprüche, die einen Widerſpruch in ſich zu enthalten ſcheinen, gar

nicht einer ſolchen Betrachtung gewürdigt werden, wie ſie verdienen. Nämlich, entweder übergeht man ſie ganz, weil man glaubt, man werde doch nicht ins Reine damit kommen, oder man nimmt die eine oder die andre Seite eines ſolchen Ausſpruches für ſich, ganz ohne an die andere zu denken. Daſſelbe Schickſal hat denn auch dieſer Ausſpruch des Herrn gehabt, denn ſehr Viele bekümmern ſich gar nicht um ihn, Andre wiederum nehmen bloß die eine oder die andre Hälfte deſſelben an, je nachdem ſie ihren ſonſtigen Vorſtellungen entſpricht, ohne die andere zu berückſichtigen, und ſo zeigt uns denn die Erfahrung täglich Menſchen, die über den Gegenſtand, auf den ſich das Wort des Herrn bezieht, welches wir eben vernahmen, die verſchiedenſten Meinungen haben, und ſich beide auf den Herrn, ja vielleicht beide auf einen und denſelben Ausſpruch deſſelben berufen. Denn während Einige an das Wort ſich halten: „Es muß Aergerniß kommen," und daher mit gleichgültiger Gelaſſenheit das Böſe geſchehen laſſen, oder gar thun, und denken: es muß ſo ſeyn, während deſſen halten Andere wiederum nur den Ausſpruch feſt: „Wehe der Welt der Aergerniß halben!" und laſſen von jedem Unrecht, das geſchieht, ſich alſo erſchrecken, daß ſie ganz an Gottes allweiſer Leitung in der Welt verzweifeln. Laßt uns nun, meine Freunde, vor dieſen beiden Klippen uns bewahren, nicht indem wir willkührlich einen Mittelweg beſtimmen, ſondern indem wir genau jenes Wort des Herrn betrachten, das uns eben belehrt:

Wie die Nothwendigkeit der Aergerniß und ihre Verwerflichkeit zu vereinigen ſey.

Du aber, Gott der Wahrheit, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort iſt die Wahrheit! Amen.

I. Muß denn wirklich Aergerniß kommen? Iſt es denn wirklich nothwendig, daß Aergerniß kommt? — Mitchriſten, dieſe Frage kann vielleicht erſcheinen als ein Zweifel an dem Worte des Herrn und an ſeiner Wahrheit, aber das braucht ſie durchaus nicht zu ſeyn, denn es kann Einer ganz feſt an die Wahrheit deſſen glauben, was

der Herr spricht, und dennoch so fragen, wenn er nämlich sich selbst mißtraut und denkt, er habe den Sinn seiner Rede nicht recht verstanden. Es kann vielleicht dieser Ausspruch etwas ganz Anderes sagen, als uns zunächst erscheint, und wir dürfen um so mehr so fragen, als die folgenden Worte: „Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" uns vollkommen dazu berechtigen. Ist nicht wirklich in den Worten des Heilands: „Es muß Aergerniß kommen," etwas ganz Anderes gesagt, als so oft darin gefunden wird, — hat der Herr nicht am Ende nur gemeint, daß gewisse Umstände zu jener Zeit die Aergerniß unvermeidlich machten, ohne daß darum gesagt ist, daß sie wirklich kommen müsse? — Nein, Mitchristen, es sind nicht nur gewisse einzelne Umstände, die Aergerniß zu Wege brachten, es ist nicht nur jene Zeit, von der Christus spricht, sondern er spricht von aller Zeit und für alle Zeit, sein Wort gilt heute noch, wie damals, und mögen auch Jahrhunderte dazwischen liegen, noch heute spricht er: „Es muß Aergerniß kommen."

Es muß Aergerniß kommen, meine Freunde, weil wir sündige Menschen sind, weil wir von Gott uns geschieden haben, müssen Werke kommen, die Aergerniß erregen, und weil der Baum faul ist, muß er auch faule Früchte tragen. Wie soll nicht Aergerniß kommen, da die Menschen ihre Reinheit verloren, und sich in Sünden gestürzt haben, wie sollen, da sie selbst unrein geworden, ihre Werke nicht unrein seyn? Darum muß noch jetzt Aergerniß kommen, und wird immer kommen müssen, so lange wir sündige Menschen sind, denn immer wird die Unreinheit die Menschen dahin bringen, daß sie selbst durch unreine Thaten Aergerniß hervorbringen, oder daß sie an Gott gefälligen Thaten sich ärgern und Anstoß nehmen. Nicht nur von jener Zeit ist es gesagt, daß Aergerniß kommen muß, sondern auch von unserer und von aller Zeit, denn die Menschen, die damals waren, haben nicht aufgehört, wir sind noch sündig, und uns trifft, was jene traf. So lange aber in uns noch die Sündhaftigkeit ist, so lange kann auch die Frucht und Folge der Sündhaftigkeit nicht verschwinden und Aergerniß kommt, und Aergerniß

muß kommen, weil wir Sünder ſind, und der Ausſpruch des Herrn hält uns immer wieder unſere Sündhaftigkeit und Verderbtheit vor, durch welche Aergerniß kommt.

Aber muß denn nur deswegen Aergerniß kommen, weil die Sünde da iſt, die ſie gebiert, und hat jener Ausſpruch: es muß Aergerniß kommen, nur den Sinn, daß ein Grund da iſt, aus dem ſich immer wieder Aergerniß entwickeln wird? Wenn das wäre, ſo hätte am Ende der Herr mit dieſem Ausſpruch gar nicht Etwas geſagt, was ſo ſchwer zu verſtehn, und ſo ſchwer zu vereinigen wäre. Und in der That beruhigen ſich denn auch gar viele damit, daß in dieſen Worten nur dieſer leicht verſtändliche Sinn liege. Sie ſprechen nämlich: der Herr hat mit dieſem Ausſpruch gar nichts Andres ſagen wollen, als daß wir, als ſündige Menſchen, Aergerniß gar nicht vermeiden können, ſondern ſie immer wieder hervorbringen werden, und wenn man in dem Worte: „es muß Aergerniß kommen," etwas Anderes ſieht, ſo verſteht man ſeine Rede nicht richtig. Aber, meine Freunde, eben in dieſen Worten: „es muß Aergerniß kommen," kann eine ganz verſchiedene Bedeutung liegen, es kann nämlich damit gemeint ſeyn: „es wird Aergerniß kommen," weil nur einmal ſolche Gründe da ſind, die leider nicht zu ändern ſind, es kann aber auch eben ſo gut damit geſagt ſeyn: es muß Aergerniß kommen, um Dies oder Jenes zu bewirken, es muß Aergerniß kommen, damit dieſe oder jene Folgen bewirkt werden, die an ſich wirklich nothwendig ſind. Und dieſes Letztere liegt in der That auch in den Worten, die wir betrachten. Es muß Aergerniß kommen, allerdings deswegen, weil wir Sünder ſind, und die Aergerniß eine Folge davon iſt, aber nicht nur deswegen, ſondern auch weil Aergerniß das Mittel iſt, etwas zu bewirken, was wirklich geſchehen muß, d. h. ein Mittel, das wahrhaft Nothwendige, das Gute zu befördern. Mitchriſten, daß wirklich durch Aergerniß das Gute befördert wird, daß ſie in der That dazu dient, dem Guten Fortgang zu ſchaffen, das ſehen wir ja täglich, das geſtehen wir ſelbſt ja immer zu, wenn wir ſagen, daß irgend eine böſe That gute Folgen gehabt habe, wenn wir Gott preiſen, daß auch das Böſe, was geſchieht, immer zum

Besten gereicht, und nur dazu dient, den Ruhm Gottes noch mehr zu verherrlichen. Sagen wir denn im Grunde hiermit etwas Anderes, als: es muß Aergerniß kommen, damit das Gute um desto kräftiger wachse und blühe, gestehen wir es da nicht ein, daß Aergerniß nicht nur kommt, weil sie nicht zu vermeiden ist, sondern weil sie wirklich dazu dient, das, was geschehen muß und geschehen soll, zu befördern, und ihm einen schnelleren Fortgang zu geben? —

Und gesetzt nun, es spräche Einer: Ja alle solche Erfahrungen, sie mögen nun falsch oder richtig seyn, berechtigen uns nicht zu sagen, daß Aergerniß kommen müsse, denn wer vermag es zu bestimmen, ob nicht ohne Aergerniß Alles eben so gut und noch besser geworden wäre, und berechtigen uns am allerwenigsten, eine solche Meinung in die Worte des Herrn hineinzulegen, — gesetzt, Einer spräche so, so haben wir ein anderes und höheres Zeugniß als alle Erfahrung, das uns zeigt, wie dies allerdings göttliche Lehre ist, und das sind die Worte der heiligen Schrift. Ließ doch Gott selbst den Hiob versucht werden, auf daß sein Glaube stärker werde, führte doch Gottes Geist Christum in die Wüste dem Versucher entgegen, und wird doch da der Versucher selbst die Veranlassung, daß des Heilands Ruhm verherrlicht wird, sagt doch Christus selbst zu seinen Jüngern, daß der Feind sie versuchen wolle, um sie zu sichten, und daß sie geläutert hervorgehn sollen aus der Versuchung. — Ist denn in allen diesen Stellen der heiligen Schrift nicht das aufs deutlichste ausgesprochen, daß selbst das Böse dazu dienen muß, das Reich Gottes zu fördern, daß es das Läuterungsfeuer seyn soll für die, welche ausersehen waren zu Werkzeugen im Weinberge des Herrn? — Ach, und sind denn nur sie durch das Feuer hindurchgegangen, und nur sie in diesem Feuer gestählt und gehärtet worden? Nein, Mitchristen, nicht sie allein. Immer noch ist das Wirken des Bösen das Feuer, das die Streiter Gottes läutert und reinigt, und die unzähligen Märtyrer für Glauben und Wahrheit sind ja eben so viele Zeugnisse dafür, wie durch die Bosheit der Welt, und die Verfolgungen der Welt der Glaube gestärkt und das Reich Gottes mächtig wird. Und auch unter uns wird vielleicht Mancher seyn,

der ähnlicher Erfahrungen ſich zu erfreuen hat, auch unter uns wird Mancher wohl dergleichen Augenblicke erlebt haben, wo gerade das Böſe, das geſchah, ihn gefördert hat im Guten, geſtärkt im Glauben und befeſtigt in der Liebe, und wird ſich geſtehen müſſen: Selbſt jenes Böſe iſt mir zum Heil geworden, denn ich bin dadurch geläutert zu größerer Reinheit und Heiligkeit. Und ſo weiſet uns denn die Erfahrung der Beiſpiele ſo viele, wo grade durch das Böſe, das geſchah, Gottes Reich wuchs und an Umfang gewann und an Stärke. Denn wähne man doch ja nicht, daß die, die in ſolchem Kampf mit der Welt ihr Leben für den Herrn gelaſſen haben, freilich Gelegenheit zu ſolch heldenmüthiger That erhielten, aber eigentlich in ihrer Geſinnung nicht geändert wurden, meine man ja nicht, daß das Böſe ihnen nur die Gelegenheit gab, ihren Glauben zu beweiſen, ihr Glaube ſelbſt aber nicht geſtärkt wurde, — Mitchriſten, er wurde wirklich geſtärkt, wirklich erſt in der Noth und Pein, die ſie erlitten, und durch dieſe Noth und Pein erhielt ihr Glaube jene ſiegreiche Kraft, die wir bewundern. Wie die immerwährende Ruhe den Menſchen erſchlafft, ſo war wohl ſchon in manchem der Glaube ſchwächer geworden, aber als ihm nun der Verſucher den Glauben ganz entreißen wollte, als die Bosheit der Welt ihn trennen wollte von ſeinem Heil, da umfaßte er es mit neuer Liebe, was er mit gleichgültigerem Auge angeſehen, das gewann neuen Werth und das Dräuen der Bosheit ſelbſt war es, was ihm den Glauben wieder lieb machte. Eben dadurch, daß ſich die Bosheit ihm entgegenſtellte, eben dadurch gewann Mancher erſt jene heldenmüthige Glaubensſtärke, die wir bewundern, die Bosheit ſelbſt hat ſie bewirkt, ſie ſelbſt ſolche Tugend und ſolchen Glauben hervorgebracht, und unzählige Beiſpiele dieſer Art rufen uns immer wieder die Worte des Erlöſers zu: Es muß Aergerniß kommen.

II. Wahrlich, es muß Aergerniß kommen, das lehrt uns die Erfahrung, und das lehren uns auch die Worte des Herrn, die wir betrachtet haben, es muß Aergerniß kommen und ſie wird eben deswegen kommen, weil ſie kommen muß. Aber, wenn wir uns nun

dieſe Ueberzeugung angeeignet haben, kann ſie nicht die heilloſeſten Folgen haben, kann der, der ſie hegt, nicht leicht dazu kommen, in dieſen Worten eine Entſchuldigung zu finden für jegliches Unrecht, und jegliche Sünde, die er begeht? Kann nicht der, der ſich in Etwas vergangen hat, ſtatt in Reue das, was er gethan, wieder gut zu machen, ſich jetzt damit tröſten, und damit beruhigen, daß auch dies Unrecht und dieſe Aergerniß kommen mußte, und er alſo ohne Schuld ſey? — Wahrlich ſo ſcheint es, und es muß daher wohl offenbar ein Mißverſtand in jener Lehre obwalten, denn ſolch' gefährliche und ſündhafte Lehre kann doch nicht Lehre des Herrn ſeyn. Das iſt ſie auch wirklich nicht, Mitchriſten, es iſt nicht die Lehre des Herrn, daß nun Jeder Unrecht thun, und ungeſcheut Aergerniß hervorbringen dürfe, dies wäre allerdings eine ſündhafte und gottloſe Lehre, aber ſie folgt auch gar nicht aus dem, was wir als wahr erkannt haben.

Es muß Aergerniß kommen, ſpricht der Herr, aber er ſpricht nicht: ſündige du fort, auf daß durch dich Aergerniß komme. Nein, wenn wir auch die Ueberzeugung haben, daß Aergerniß kommen muß, ſo haben wir doch nicht die, daß durch uns Aergerniß kommen muß, wenn wir auch glauben, daß es nothwendig iſt, daß Aergerniß komme, ſowohl, weil die Erfahrung uns lehrt, daß dadurch ſehr oft das Gute gefördert wird, als auch, weil des Herrn Wort uns dieſes predigt, — ſo glauben wir doch nicht, daß wir aufgefordert werden, zu ſündigen. Denn es kann ja Niemand ſagen, daß weil doch Aergerniß kommen muß, auch ſolche da ſeyn müſſen, durch die es geſchieht, und daß daher Jeder eine Entſchuldigung habe, wenn durch ihn Aergerniß kommt. Ach, Mitchriſten, ſie kommt ſchon ſo, ohne daß wir darum beſorgt ſeyn müſſen, Aergerniß kommt ſchon ſelbſt, und die, durch welche ſie kommt, die ſündigen nicht, weil ſie eingeſehen haben, daß ſie kommen muß, ſondern weil ſie ſich darin gefallen, Unrecht zu thun, und Aergerniß zu bewirken. Die thun es nicht, weil ſie wiſſen, daß auch durch das Unrecht oft Gutes hervorgebracht wird, die thun es nicht, weil ſie an das Wort des Herrn denken, — nein, ſie denken überhaupt

nicht an den Herrn, sondern leben so hin, wie sie selbst, und ihre bösen Begierden es wollen, sie thun es unbesorgt um alles Andere, und halten es darum nicht einmal für werth, sich auf den Herrn zu berufen.

Und wenn wirklich Einer käme, und uns vorreden wollte, wie er das Unrecht, das er thut, nur aus dem Grunde thue, weil er eingesehen habe, daß auch Unrecht seyn müsse, und wie es im Grunde auch nur das Gute sey, das er befördere durch seine Thaten, wie er aber auch dadurch kräftigen und stärken wolle, daß er es durch Aergerniß und Unrecht läutere, — wenn Einer so spräche, Mitchristen, so glauben wir ihm nicht. Es ist nicht so, daß Einer, der das Gute wirklich will, dennoch wissentlich Unrecht verübt, es ist nicht so, daß der, der für das Reich Gottes arbeitet, Unrecht thut, damit das Reich Gottes wachse, nein er belügt uns, oder sich selbst; was ihn treibt, ist nicht die Liebe zu Gott, sondern nur selbstsüchtige und sündhafte Begierden und Absichten. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen," spricht der Herr, und wer faule Früchte hervorbringt, dem glauben wir nicht, wenn er auch tausend und aber tausend Mal betheuert, daß sein Kern gut, und seine Absichten rein seyen. Wer wirklich ein Arbeiter ist auf dem Acker des Herrn, der wird nicht Unkraut unter den Waizen säen, weil er weiß, daß auch das Unkraut am Ende zur Feurung dient, sondern er wird es dem Feinde überlassen, der das Unkraut aussäet, was in dem Ofen verbrannt wird. Wohl mag uns die Gewißheit, daß auch das Unkraut, das unter dem Waizen wächst, endlich Nutzen gewähren wird, wohl mag sie uns trösten, wenn wir auf dem Acker des Unkrauts so viel erblicken, wohl mag sie uns bewahren vor der Furcht, daß der Waizen gänzlich erstickt werde, aber nie darf sie uns dahin bringen, daß wir selbst nun wissentlich das Unkraut ausstreuen und mehren. Das ist der Trost, den wir haben, wenn uns das Anschauen der Sünde um uns den frohen Muth zu rauben droht, daß wir wissen, Gott werde auch die Sünde zum Besten kehren, auch sie werde am Ende nur dazu dienen, dem Guten ein um so schöneres Wachsthum zu geben, aber, in diesem Trost eine Aufforderung zur Sünde finden, daß heißt mit

dem Heiligſten Spott treiben, und die Wahrheit mißbrauchen zum Trug und zur Lüge. In der That aber iſt es ſelbſt denen, die ſolche Entſchuldigung vorbringen für ihre Sünde, nicht rechter Ernſt damit. Mag es immer der Augenblicke viele geben, wo der Menſch in trüber Verblendung ſich vorſpiegelt, ſeine Sünden ſeyen nothwendig, und es laſte auf ihm keine Schuld, mag er ſich immer auf eine Zeitlang einwiegen in den Todtenſchlaf, in welchem er die Ruhe gefunden zu haben wähnt, indem er ſich von blinder Nothwendigkeit und Vorherbeſtimmung vorredet, und daran einen Schutz ſucht gegen das anklagende Herz, — ach dies Dunkel wird doch endlich ſchwinden, und dieſe Ruhe iſt nicht ſo ununterbrochen, wie er meint, immer wieder werden doch die Augenblicke kommen, wo ſein Herz ihm wieder ſagt: du belügſt dich ſelbſt, immer wieder der Wurm, der nicht ſtirbt, ſein Herz ängſtigen und ihm die Lügenhaftigkeit der Lehre vorhalten, in der er ſein Heil zu finden wähnt. O, wie viele mag es geben, die gegen uns ſich noch ſo entſchuldigen, und mit kluger Rede ſich rechtfertigen wollen, indem ſie ſprechen, auch das Unrecht ſey nothwendig, und ſie ſelbſt haben ſchon lange es eingeſehn, wie ſie keine Entſchuldigung daran haben, ſie wollen es uns nur nicht geſtehn, daß ſie ſelbſt unruhig ſind, ſie wollen nur gegen uns noch die Starken und Klugen und Ruhigen ſpielen, obgleich ſie im Innern erzittern ob ihrer Schwäche und Thorheit. Vor uns führen ſie noch die Worte des Herrn im Munde, ſelbſt aber wiſſen ſie es ſchon, wie ſie nicht ihm dienen, ſondern nur der Sünde. Denn wer Aergerniß bringt, der thut es nicht, weil der Herr geſagt hat, daß Aergerniß kommen muß, ſondern weil er ſelbſt Luſt hat daran, weil ſein eignes Herz ihn dazu antreibt, nicht aber die Worte des Herrn.

Mitchriſten, und wie können wir dem glauben, der die Worte des Herrn, die wir eben gehört haben, zur Entſchuldigung gebraucht für ſein Unrecht? — widerlegen ihn nicht dieſe Worte ſelbſt? — Denn wie ſollen wir uns auf die Aufrichtigkeit eines Solchen verlaſſen, der, indem er ſich auf den Ausſpruch des Herrn beruft, die Worte vergißt, die in demſelben Spruche geſagt ſind: ‚Wehe aber

dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt.“ Wenn Einer wirklich meint, das zu thun und zu befolgen, was der Herr geſagt, warum folgt er ihm denn nur theilweis und vergißt das, und achtet es nicht, was ſeiner Neigung nicht ſchmeichelt? So gewiß Aergerniß kommen muß, denn der Herr hat es geſagt, ſo gewiß kann Keiner, durch den Aergerniß kommt, ſich darauf, als auf eine Entſchuldigung berufen, denn der Herr hat in demſelben Worte auch das Wehe gerufen über den, durch den ſie kommt, er hat geſagt, daß die härteſte Strafe dem zukomme, der Aergerniß bewirkt. Eben, damit nicht frevelnd Einer in dem Worte des Herrn einen Vorwand finden möchte für ſeine Ruchloſigkeit, eben deswegen iſt auch ſogleich das Verdammungsurtheil über den ausgeſprochen, der ſolche Ruchloſigkeit ſich zu Schulden kommen läßt, und mit Recht, denn der thut nicht, was der Herr vorgeſchrieben hat, der jetzt frevelt und auf Chriſti Wort ſich beruft. Es muß Aergerniß kommen, — allerdings, aber deswegen biſt du nicht entſchuldigt, durch den ſie kommt, deswegen kannſt du nicht ſagen, daß du dem Herrn dienſt, indem durch dich Aergerniß kommt, denn magſt du immer dich entſchuldigt wähnen dadurch, daß auch das Unrecht geſchehen muß, und auch Aergerniß das Gute fördert, das Wort des Herrn ſtraft dich Lügen, das Wort des Herrn widerlegt deine falſche Lehre und ſpricht: „Wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt.“

III. Mitchriſten, ſo ſcheint es denn wirklich, als ſtehe hier ein Wort des Herrn gegen das andere, und als ſeyen wir in einen Widerſpruch gerathen, der nicht zu löſen iſt, als ſey jener Ausſpruch des Herrn ein für uns unauflösliches Räthſel, ein Ausſpruch, der wohl wahr ſeyn mag, der aber nicht für uns geſagt iſt, und zu unſerer Beruhigung und Sicherheit in der Erkenntniß nichts beitragen kann. Denn wenn nun Aergerniß kommen muß, und es offenbar iſt, daß dies nur durch Menſchen geſchehen kann, iſt Gott da nicht ungerecht, wenn er über den das Wehe ruft, durch den es geſchieht. Oder kann es nicht ſcheinen, als bediene ſich Gott gleichſam einer Liſt, ſeine Zwecke zu erreichen, indem er wohl Aerger-

niß will, den aber bestraft, der seine Absicht erfüllt, wie sündhafte Menschen es oft gerne sehen, daß ein Unrecht begangen wird, das ihren Absichten entspricht, und dennoch den bestrafen, der es begeht. Mitchristen, das wissen wir Alle, daß Gott nicht ungerecht ist, und daß er nicht mit hämischer List uns zur Sünde verleitet, und dann zur Rechenschaft fordert für diese Sünde, es ist nur unsere Kurzsichtigkeit daran Schuld, und unser Unglaube, wenn wir an Gott zweifelhaft und mißtrauisch gegen ihn werden. Und dieser Zweifel, und dieser Unglaube wird verschwinden, wenn wir die Bestimmung und das Wesen der Aergerniß selbst näher ins Auge fassen, wenn wir genau betrachten, auf welche Weise und wodurch das Unrecht und die Aergerniß das Gute fördern kann und wirklich fördert.

Wir haben gesehn, meine christlichen Freunde, wie selbst die Aergerniß in ihren Folgen segensreich wird, und wie sie nur dazu dient, das Reich Gottes zu fördern, wir haben gesehn, wie selbst die Versuchung und die Bosheit diejenigen stärkt, die für den Herrn streiten. Aber geschieht dies nun etwa dadurch, daß sie der Versuchung unterliegen, wird etwa dadurch erreicht, daß sie sich zu Knechten der Sünde und zu Knechten der Bosheit machen? Nein, Mitchristen, sondern was sie läutert ist der Kampf gegen das Unrecht, was das Reich Gottes fördert, ist der Sieg über die Sünde und über die Bosheit. Die, die mit sündhaftem Streben gegen Gott kämpfen wollen, und selbst dadurch Veranlassung werden, daß seine Herrlichkeit nur noch mehr offenbar wird, und sein Reich ein um so größeres Wachsthum und einen um so reißendern Fortgang gewinnt, die haben ja solche Frucht nicht gewollt, sondern diese Frucht ist ja bloß dadurch gekommen, daß ihr sündhaftes Beginnen zu Nichte gemacht ward, und wenn selbst die Versuchung dazu dient, den Glauben stärker zu machen, so wird ja der Glaube eben nur dadurch stärker und fester, daß die Versuchung bekämpft und beseitigt wird. Allerdings dienen auch die Feinde Gottes dazu, seine Herrlichkeit zu offenbaren, aber sie verherrlichen ihn nur dadurch, daß sie besiegt und zum Schemel seiner Füße niedergelegt werden. Denn das ist ja das innerste Wesen und die Natur des Unrechts, daß es

immer wieder gegen Gott anſtrebt, und immer wieder nichts gegen ihn auszurichten vermag, daß es ſich Mühe gibt, das Reich Gottes zu bekämpfen, und, weil ihm dies nicht gelingt, zu Schanden wird, und eben darin ſelbſt Veranlaſſung, den Sieg des göttlichen Reiches zu verherrlichen. Und ſo iſt denn auch unſere Frage beantwortet, wie durch Aergerniß das Reich Gottes gefördert wird; dadurch wird das Unrecht und die Aergerniß ein Förderungsmittel im göttlichen Reiche, daß es nicht aufkommen und nicht Gewalt bekommen kann, ſondern immer wieder bekämpft und immer wieder beſiegt wird. Iſt aber dies die Beſtimmung der Aergerniß, und der Grund, warum Aergerniß kommen muß, wer mag es da eine Ungerechtigkeit nennen, daß der Herr ſpricht: Wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt, wer mag da ſagen, daß der Herr nicht redlich mit uns handle, wenn er ſpricht: Es muß Aergerniß kommen! — Es muß Aergerniß kommen, eben damit ſie beſiegt und unterdrückt werde, das heißt ja eben, damit der Weheruf darüber ausgeſprochen und vollzogen werde, und wer nun Aergerniß bringt, der muß dieſen Weheruf über ſich ergehen laſſen, der muß an ſich vollziehen laſſen das Strafurtheil, weil ja nur zu dieſem Strafurtheil Aergerniß kommen muß. Und du, der du dich jetzt dem Unrecht zum Streiter hingibſt, was kannſt du anders erwarten, als die Strafe, die ja nothwendig dem Unrecht folgt, du haſt ja keine Entſchuldigung, wenn du ſagſt: es muß Unrecht kommen, und mein Unrecht wird vielleicht Gutes hervorbringen, — ja es muß kommen und wird auch wirklich den Sieg des Rechts verherrlichen und hervorbringen, aber den bringt es nur dadurch hervor, daß eben dein Unrecht und deine Sünde beſiegt und beſtraft wird.

Mitchriſten, aber dient denn in der That das Unrecht nur dadurch dazu, das Reich Gottes zu mehren und ſeinen Ruhm zu verherrlichen, daß es beſiegt und beſtraft wird? — ſollte es nicht Fälle geben, wo das Unrecht ſein Strafurtheil nicht empfängt, und es dennoch die Veranlaſſung iſt, daß Gottes Ruhm offenbar werde. Denn, wenn wir an uns ſelbſt oft die Erfahrung machen, daß Gott uns unſere Sünde vergibt, ſo müſſen wir doch geſtehn, daß auch in die-

ſem Falle das begangne Unrecht die Veranlaſſung ward, daß Gottes Gnade und Herrlichkeit offenbar ward, und wenn doch offenbar jede neue Verherrlichung und Offenbarung der göttlichen Gnade eine Förderung ſeines Reiches und ein neuer Beweis ſeiner Herrlichkeit iſt, ſo müſſen wir ja wohl geſtehen, daß auch da, wo das Unrecht nicht geſtraft, ſondern vergeben wird, es oft Veranlaſſung ſeyn kann zur größern Verherrlichung Gottes. Aber, Mitchriſten, iſt denn wirklich in der Vergebung der Sünde nicht auch das Wehe über das Unrecht ausgeſprochen und vollzogen, iſt denn in der Vergebung der Sünde etwa die Sünde gebilligt und geſagt, daß ſie bleiben und Beſtehn haben ſoll? Iſt nicht vielmehr darin geſagt und erklärt, daß die Sünde ab iſt und todt? Und wenn nun Jemand ſagte: Es muß Unrecht geſchehen, weil ſich bloß dabei die Gnade Gottes ſo herrlich offenbaren kann, indem er verzeiht und begnadigt, ſo ſtreitet das wiederum gar nicht dagegen, daß das Wehe ausgeſprochen iſt gegen die Aergerniß und das Unrecht, denn auch hierin iſt ja nicht geſagt, daß in dem Dauern und Beſtandhaben des Unrechts die Herrlichkeit Gottes beſtehe, ſondern daß dieſe Herrlichkeit ſich eben darin offenbare, daß die Sünde getilgt und ausgelöſcht wird; nicht darin beſteht ja die Herrlichkeit Gottes und ſein Ruhm, daß wir roth ſind wie Blut, ſondern daß das Blut von uns abgewaſchen wird, daß wir durch ſeine Gnade wieder weiß werden, die wir roth waren wie Blut. Und ſo iſt auch hier, wo es ſcheinen mag, ſo lange unſer Auge blöde und ſchwach iſt, als habe das Unrecht Beſtehn, und werde nicht vernichtet und verurtheilt, — ſo iſt es denn auch hier uns wieder offenbar, daß das Unrecht nur dadurch Gottes Reich fördern kann, daß es ſein Urtheil empfängt, und vertilgt wird und vernichtet. Und wie wir dort bei der Strafe es ausſprachen, ſo müſſen wir auch hier ſagen: Es muß Aergerniß kommen, nur damit in der Vergebung das Wehe darüber ausgerufen werde.

Und ſo, Mitchriſten, iſt jener Ausſpruch des Herrn, den wir heute betrachtet haben, nicht eine doppelte Lehre und eine zweizüngige Rede, nicht ein verführeriſches Wort, ſondern enthält eine Lehre,

die, ſtatt uns zur Aergerniß zu verleiten, uns noch mehr davon abſchreckt, weil wir dadurch ſehen was Aergerniß iſt, und wozu ſie kommen muß. Es ſind nicht zwei ſich widerſprechende Lehren, die wir gehört haben, ſondern ſie ſind Eins, und ſtehn im herrlichſten Einklange, uns ſchreckt der ſcheinbare Widerſpruch nicht, wir ſehen die Wahrheit, wir wiſſen es ja, daß auch Aergerniß kommen muß, des Herren Ruhm zu verkünden, und ſprechen darum mit dem Heilande: Es muß Aergerniß kommen, wir wiſſen, daß ſie nur kommen muß, um beſiegt zu werden, und ſprechen damit das Wehe aus darüber, denn nur der Hölle Tod iſt der Sieg des göttlichen Reiches. Amen.

VIII.

Ueber Sorge und Sorgloſigkeit.

Die Gnade ſey mit Euch! Amen.

Text, Matth. 6, 25—34.

Darum ſage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr denn die Speiſe? Und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr denn ſie? Wer iſt unter euch, der ſeiner Länge Eine Elle zuſetzen möge, ob er gleich darum ſorget? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen: ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht. Ich ſage euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben Eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute ſtehet und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet. Trachtet am erſten nach dem Reich Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit; ſo wird euch ſolches alles zufallen. Darum ſorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das ſeine ſorgen. Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe.

Chriſtliche Freunde! die Frage: was ſoll ich thun? iſt leider bei uns Allen faſt gleichbedeutend — wenigſtens untrennbar — von der: was habe ich unterlaſſen, und ein jedes Gebot, eine jede Pflicht,

die, ſtatt uns zur Aergerniß zu verleiten, uns noch mehr davon abſchreckt, weil wir dadurch ſehen was Aergerniß iſt, und wozu ſie kommen muß. Es ſind nicht zwei ſich widerſprechende Lehren, die wir gehört haben, ſondern ſie ſind Eins, und ſtehn im herrlichſten Einklange, uns ſchreckt der ſcheinbare Widerſpruch nicht, wir ſehen die Wahrheit, wir wiſſen es ja, daß auch Aergerniß kommen muß, des Herren Ruhm zu verkünden, und ſprechen darum mit dem Heilande: Es muß Aergerniß kommen, wir wiſſen, daß ſie nur kommen muß, um beſiegt zu werden, und ſprechen damit das Wehe aus darüber, denn nur der Hölle Tod iſt der Sieg des göttlichen Reiches. Amen.

VIII.

Ueber Sorge und Sorgloſigkeit.

Die Gnade ſey mit Euch! Amen.

Text, Matth. 6, 25—34.

Darum ſage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr denn die Speiſe? Und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr denn ſie? Wer iſt unter euch, der ſeiner Länge Eine Elle zuſetzen möge, ob er gleich darum ſorget? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen: ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht. Ich ſage euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben Eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute ſtehet und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet. Trachtet am erſten nach dem Reich Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit; ſo wird euch ſolches alles zufallen. Darum ſorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das ſeine ſorgen. Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe.

Chriſtliche Freunde! die Frage: was ſoll ich thun? iſt leider bei uns Allen faſt gleichbedeutend — wenigſtens untrennbar — von der: was habe ich unterlaſſen, und ein jedes Gebot, eine jede Pflicht,

die uns vorgehalten wird, klingt, weil wir uns so oft dagegen vergingen, wie ein Vorwurf. Darin liegt mit der Grund, warum ein jedes Gebot, welches der Herr gegeben hat, eine so unerschöpfliche Quelle der Betrachtung für jeden Menschen werden kann, weil ein jedes solches Gebot ihm die Gelegenheit giebt, sich zu erinnern der unzähligen Fälle, wo er es übertreten hat. — Das ist nun auch bei den Worten der heiligen Schrift, welche wir jetzt eben vernehmen, der Fall; auch sie enthalten ein Gebot, das oft, vielleicht öfter als viele andere, von uns übertreten ward. Und bei diesem Gebot kommt noch etwas Andres hinzu, was eine aufmerksame Betrachtung dieser Worte besonders nothwendig macht, der Mißverstand nämlich, den diese Worte oft erfahren müssen. Und auf ganz gleiche Weise pflegen sie mißverstanden zu werden von solchen, die ihnen nicht nachfolgen und sich versündigen, und von denen, welche in Sünde anderer Art verfallen und mit diesen Worten sich zu entschuldigen trachten. Die Einen, welche sich von diesen Worten ganz abwenden und ganz untergehn in Sorgen um zeitliches und irdisches Gut, sprechen es geradezu aus, das sey ein Gebot, das man sich in der Kirche allenfalls gefallen lasse, fürs Leben passe es nicht, — die Andern nehmen in diesen Worten Veranlassung sich dem Leichtsinn und der Unthätigkeit zu ergeben — Beide, weil sie den eigentlichen Sinn dieser Worte nicht fassen. Laßt uns nun vor beiden Fehlern uns zu sichern suchen, indem wir:

den Sinn unserer Textesworte

genau erforschen.

Und du, heiliger Gott, heilige uns in Deiner Wahrheit! Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Wenn wir nun, um uns den Sinn des vorliegenden Ausspruchs Christi deutlich zu machen, ihn genau ins Auge fassen, und uns fragen, was denn eigentlich das ist, was Christus hier verbietet, und worin solches Verbot seinen eigentlichen Grund hat, — so fällt uns zunächst in die Augen, daß es leibliche sinnliche irdische Sorgen

sind, deren er erwähnt. Er spricht von der Sorge ums Essen und Trinken, von der Sorge um die Bekleidung. Da nun hier nur von solchen Gegenständen der Sorge die Rede ist, hier, wo der Herr die Lehre giebt, daß wir nicht sorgen sollen, — so liegt es allerdings sehr nahe zu glauben, der Sinn dieser Worte sei: wir sollen nicht um solche Dinge uns Sorge machen; dazu kommt nun noch, daß wir es ja tagtäglich sehen, wie sehr vielen Menschen gerade die Sorge um ihr leibliches Wohlergehen und die irdischen Bedürfnisse zum Versucher wird, und wie sie eben in dieser Sorge alles Andere, Höhere und Edlere vergessen, und, dem Gewürm der Erde ähnlich, wühlen im Staube, ohne einen Blick über sich in die Gefilde des Himmels zu werfen. Eine jede solche Erfahrung, welche zeigt, wie gefährlich die Sorge um die irdischen Güter ist, macht es um so glaublicher, daß nach des Herrn Willen um solche Dinge der Mensch sich nicht mühen noch plagen solle. Und so giebt es denn Menschen, welche meinen, die Lehre Jesu namentlich an dieser Stelle der heiligen Schrift sey, daß dergleichen nicht Gegenstände der Sorge seyn dürften, und welche, wenn sie etwa selbst darum sorgen, dies nur für eine Schwäche halten, und für Etwas, was eigentlich nicht seyn sollte.

Dagegen aber, daß des Herrn Verbot nur durch die Gegenstände der Sorge bedingt sey, dagegen spricht doch Manches. Zuförderst dies, daß wenn der Mensch überhaupt sorgen und sich mühen darf, doch von seiner Sorge nichts ausgeschlossen seyn kann, als nur das Böse, und er das Recht hat, Alles, was nicht böse ist, zum Ziel seines Trachtens zu machen. Nun sind aber doch alle jene Bedürfnisse gewiß nichts Böses, da ja unsere Textesworte selbst sagen, daß wir dies alles bedürfen. — Dann aber wäre es doch auffallend, daß derselbe Herr, welcher so ein Verdammungsurtheil ausgesprochen habe, über alle irdischen Güter, dort, wo er lehrt, wie und was wir vom himmlischen Vater erbitten sollen, selbst eine Bitte für die irdischen Güter — fürs tägliche Brod — als nothwendig nicht nur erlaubt, sondern vorschreibt, und so oft er von der Kraft und Wirk-

ſamkeit des Gebetes ſpricht, niemals ſagt, daß die irdiſchen Güter ausgeſchloſſen ſeyn ſollen. Endlich aber, und beſonders ſpricht dagegen Folgendes: Die Schlußworte unſers Evangeliums enthalten einen Ausſpruch, in welchem gleichſam die Summe gezogen iſt aus allem dem, was in den vorhergehenden Worten ausführlicher betrachtet iſt. Wäre nun in dieſen das die Hauptſache, daß von leiblichen Sorgen die Rede iſt, ſo würde wohl in den Schlußworten auch gerade dies hervorgehoben ſeyn, und der Herr etwa ſprechen: Sorget nicht für das, was dem Leibe Noth thut, oder ſorget nicht darum, was ihr leiblich bedürfet. So ſpricht er aber nicht, ſondern in jener Summe der vorangegangenen Lehren hat er ein anderes beachtungswerthes Wort geſprochen. Er ſagt nämlich: Sorget nicht für den kommenden Morgen, und dieſe Worte ſind es, die das eigentliche Licht über die vernommenen Textesworte verbreiten.

Wenn wir nämlich die Beiſpiele genauer anſehen von der Sorge, welche der Herr in dieſen Worten tadelt, ſo finden wir in ihnen allen das Gemeinſame, daß in ihnen der Blick lediglich auf die Zukunft gerichtet iſt, — „darum ſollt ihr nicht ſorgen, was werden wir eſſen, womit werden wir uns kleiden," ſpricht der Herr. Solche Sorgen gehn hervor aus einer Geſinnung, welche wir leider nur zu häufig finden, die wir am beſten damit bezeichnen können, daß die Menſchen, welche ſie hegen, nur in der Zukunft leben, ihr Glück nur in der Zukunft hoffen, ihr Leben nur für die Zukunft einrichten. Wenn man von Menſchen erzählt, denen das Höchſte, was es giebt, die Güter der Erde ſind, und die in unbegreiflicher Verblendung immerfort Geld und Gut anhäufen, und ſtets ein Ziel ſich ſetzen, wann ſie anfangen werden, ohne Sorgen das ſauer Erworbene zu genießen, dort angelangt aber den Zeitpunkt weiter hinaus ſetzen und nie dazu gelangen, — ſo iſt das ein Beiſpiel von einem ſolchen Leben nur in der Zukunft, welches uns, je häufiger wir es ſehn, um ſo mehr mit Bedauern erfüllt. Aber bei allem dem Bedauernswerthen, ja Grauenhaften und Entſetzlichen, was in

dieſen Beiſpielen liegt, können wir doch nicht ſagen, daß dieſe Fälle die gefährlichſten ſind. Denn, eben weil hier die Verkehrtheit jedem unbefangenen Auge ſogleich ſichtbar iſt, iſt es kaum zu befürchten, daß dergleichen Fälle zur Nachahmung reizen ſollten. Sie ſind ſo ſchrecklich, daß jeder wohl vor ihnen erſchrecken wird, und die Sünde in ihnen nicht verkennen. Es giebt aber Erſcheinungen, dieſer ganz ähnlich, bei welchen das Sündhafte und Verkehrte nicht ſo in die Augen ſpringt — ja vielmehr ſich ſo verbirgt, daß die, welche in ſolcher Verkehrtheit befangen ſind, gar kein Arges dabei haben, vielmehr wohl gar glauben, ſie ſeyen rechte Muſterbilder für Andre, — auf dieſe Erſcheinungen laßt unſern Blick uns richten. So giebt es Manche, die, wo ihnen eine Freude zu Theil wird, ſtets daran denken, daß ſie nicht lange währen wird, und die ſich alle möglichen Gefahren ausmalen, wo, was ſie jetzt beglückt, wieder bedroht wird, und dieſe Sinnesart nennen ſie Ernſt; und wenn ſie etwa viel Schmerzliches erlebt haben, Erfahrung. Aber ſagt, Mitchriſten, was iſt dieſer ſogenannte Ernſt anders, als nur Undank, was anders als die Kleingläubigkeit, die der Herr in unſern Texteswortten tadelt, die, ſtatt niederzufallen vor dem gnädig alliebenden Gott, ſich von ihm abwendet und denkt, er meine es nicht aufrichtig mit ſeinen Geſchenken, was andres als der habſüchtige Sinn, der nie genug hat, und an allen Gaben Flecken und Fehler ſieht, an jeder Freude, die er erfährt, es bedauert, daß ſie nicht noch größer iſt, nicht noch länger währt. — Schwerer entdeckt ſich die Sünde in einer andern Erſcheinung, wo Leiden den Menſchen treffen. Es giebt Viele, die, wenn Gott ſie heimgeſucht hat mit Schmerz und Kummer, ihren Blick dann in die Zukunft richten und nun ſagen: Es wird ſchon beſſer werden, und ſich damit beruhigen, daß ſie ſich nun die Zukunft auf's Schönſte ausmalen und mit allem dem tröſten, was dann ihnen zufallen werde. Wer will das leugnen, daß dies weit beſſer iſt, als zu verzweifeln, wer will verdammen, wozu ein natürlicher Trieb den Menſchen zu leiten ſcheint, daß man in der Noth oft auf die Zukunft blickt? Aber wenn dieſe ſelber nun meinen, oder wohl gar damit prahlen, daß ſie das wahre Vertrauen zu Gott

haben, und die rechte Ergebenheit in seinen Willen, da muß man doch sie warnend darauf aufmerksam machen, wie solche Reden und Hoffnungen gar nicht so fromm und ergeben sind, wie sie meinen. Es ist noch ein großer Unterschied zwischen Entschuldigen und Loben. Aber Viele meinen, daß, mit der Zukunft sich zu trösten, nicht nur erlaubt, sondern eben recht, ja das einzig Rechte sey. „Denke nur daran, daß es schon wieder gut werden wird," sprechen sie zu jedem Unglücklichen, und zu sich selbst: es wird schon wieder gut. Haben sie nun gar so weit sich erhoben, daß sie bei diesem Hinblicken in die Zukunft, Gottes gedenken, so sind sie ganz überzeugt, sie seyen die wahrhaft Frommen, und mehr könne man von einem Christen nicht verlangen, als daß er in jeder Noth es sage und glaube, Gott werde es schon wieder gut machen. Aber ist dies wirklich eine solche Ergebenheit in Gottes Willen, wie Ihr meint? Es wird schon gut werden, sagt Ihr, Gott wird es schon gut machen. Seht Ihr denn nicht, wie viel noch an der rechten Ergebenheit fehlt? Er wird es gut machen, d. h. dann erst wird es gut sein, wenn Er es anders macht als bisher, wenn er die Schickung ändert. Ja, aber würde der, welcher sich wirklich in Gottes Willen ergiebt, nicht vielmehr sagen: Er hat es gut gemacht, heißt nicht nur dies in Gottes Willen sich ergeben, wenn man in dem Leid selbst das Gute, d. h. Gottes Liebe, wenn auch nicht erkennt, so doch ahnet? — Das ist noch sehr wenig, wenn man in einem Unglück nur sagt: wenn Gott es aufhören macht, dann wird es gut seyn. Schaut dagegen auf einen, der wahrhaft ergeben war, auf Hiob! Als alles mögliche Leid über ihn gekommen war, da sagte er nicht, es wird gut werden, da versprach er nicht, Gott zu loben, erst dann, wenn Er solches Unglück und Elend von ihm genommen hätte, da suchte er nicht, was Gott gethan hatte, zu vergessen, sondern in dem Leiden selbst erkannte er Gottes gnädigen Willen, und darum sprach er nicht: Ich werde Gott einst preisen. Nein, seine Worte waren wirklich ergeben, er sprach im Schmerz: Gottes Name sey (jetzo) gepriesen!

Endlich gehört hierher eine Erscheinung welche sehr oft mit der Anmaßung auftritt, eine besonders gute und die wahrhaft christliche Gesinnung zu seyn, ich meine diejenigen — die man überall von Zeit zu Zeit sieht — welche die ganze Summe der Gegenwart und ihre Freuden und Leiden — nämlich das ganze irdische Leben nur kaum eines aufmerksamen Blicks würdigen, sondern ihr ganzes Leben in der Zukunft nach dem Tode haben. Ich meine die, welche, weil ihnen das Leben schaal und leer erscheint, nur nach dem Tode sich sehnen, und nach der Herrlichkeit, die nach dem Tode uns erwartet. Wir hören dergleichen oft gestehn, und nicht nur gestehn, so wie ein Mensch dem andern seine Schwäche gesteht, sondern wir hören es, daß Menschen diese ihre Sehnsucht, dies ihr Unbefriedigtseyn als etwas besonders Gutes uns erzählen, als seyen sie gerade die tiefer Empfindenden und reicher Begabten, weil es ihnen hier auf Erden nicht recht wohl werde. O ihr Armen! was ist denn dieses anders als ein Murren gegen den Vater im Himmel, der ja weiß, was Ihr bedürfet — glaubt doch nicht, daß es ihn freut, solche Knechte zu haben, die ungern thun, was er ihnen auftrug. Glaubt doch ja nicht, daß dies etwas Anderes ist, als nur Unzufriedenheit mit dem, was Ihr habt, und Sehnsucht nach dem, was Euch fehlt — eine Unzufriedenheit, die sich stets zeigen wird, denn naht der Tod, so wird es auch nicht recht seyn, denn nur wer gern lebt, kann gern sterben. —

Der Herr in unserm Evangelio tadelt alles solches Leben nur in der Zukunft. — „Sorget nicht für den andern Morgen," spricht er, und nicht nur, daß er es tadelt, er zeigt auch, warum solches Leben in der Zukunft nothwendig getadelt werden muß. Dazu weist er zuerst auf das Thörichte und Vergebliche solcher Sorgen hin: „Wer von Euch kann seiner Länge eine Elle zusetzen, so er auch drum sorgte," spricht er. — Wie die Gestalt des Menschen und das Maaß, welches sie umfaßt, nicht willkührlich überschritten werden kann, und wie, wenn einer sich mühete, sich einen höhern Wuchs zu geben, wie das gewiß jedem als thöricht — weil vergeblich —

erſcheinen würde, — ſo iſt es jenes ſogenanntes Leben in der Zukunft nicht minder. Es kann der Menſch nicht die Zeit überſpringen, welche ihn von der Zukunft trennt, es kann niemand ohne heute zu durchleben, zu morgen gelangen, und deswegen ſoll er es nicht wollen. — Dann aber zeigt der Herr zweitens, wie ſolches Leben in der Zukunft auch ſchädlich und dem Heile hinderlich iſt. Er führt nämlich, wo er geſagt hat, man ſolle nicht dafür ſorgen was man eſſen und trinken werde, als Grund dies an, daß doch das „Leben mehr ſey als die Speiſe, und das Leben mehr als die Kleidung," und deutet damit an, daß bei ſolcher getadelten Sorge, das was die Hauptſache iſt, verſäumt und außer Acht gelaſſen werde. Was nun von jener Sorge, das gilt von jeder Sorge, die in die Zukunft geht; wie der Leib uns näher liegt, als die Kleidung, ſo giebt es Etwas, was uns näher liegt, als die Zukunft, das iſt die Gegenwart und ihre Pflichten, und die wird vernachläßigt und nicht geachtet, wo wir in der Zukunft leben, und ſo ſehen wir es denn auch täglich geſchehen, daß, indem man den Blick nur auf die Zukunft richtet, man für die Gegenwart theils das Auge verliert, theils die Kraft, in ihr zu wirken. Wir haben einen flüchtigen Blick geworfen auf die, welche beim Erwerb irdiſcher Güter nur der Zukunft gedenken, — wir ſehn täglich ſolche, die über die Sorge für die Zukunft zu keinem Genuß der Gegenwart kommen, — was Genuß? ſelbſt nicht dazu die Pflichten der Gegenwart zu erfüllen. Mehr als ein Beiſpiel wird ja wohl jeder kennen, wo Eltern mit der größten Mühe danach ſtrebten, die Zukunft ihrer Kinder, was irdiſches Wohlſeyn betrifft, zu ſichern, und dabei verloren ſie die Zeit, in der Gegenwart die Pflichten gegen ihre Kinder zu erfüllen, ſie ſtreng ſittlich, fromm zu erziehn, — und was war die Folge? — Ueber der Sorge für die Reichthümer, welche Moder und Roſt freſſen, waren die Schätze der Seele verloren. — Wir haben derer erwähnt, welche, es mag ſie betreffen, was da wolle, ihren gegenwärtigen Zuſtand ſtets an der Zukunft meſſen, und durch Furcht oder Hoffnung gleichſam ein Gleichmaß hervorbringen wollen — fragt Euch doch, die Ihr ſo thut, ob Ihr, wenn Ihr ſo aus Euren Zukunfts-

träumen erwacht, ob Ihr da nicht die Kraft verloren habt, die Gegenwart recht zu benutzen? Laßt uns aufrichtig seyn! Hat wohl je das Hinbrüten darüber, daß die Zukunft Leid bringen würde, anders gewirkt als lähmend und erschlaffend — hat im Leide das Sichhingeben an bloße Wünsche und Träume der Zukunft, je was anders gethan als geschadet? — Nie anders, meine Freunde! Wie, wer in ein blendendes Licht gesehen hat, für eine Zeitlang die Fähigkeit verliert, die Gegenstände zu erkennen, so und nicht anders ist es mit denen, welche der Gegenwart entfliehn, und nur in Träumen der Zukunft ihre Freude und Trost suchen. Doppelt schwarz erscheint ihnen, wenn sie zurückkehren, die Gegenwart dunkler als zuvor der Pfad, auf dem sie wandeln sollen, und statt auf ihn zu blicken, erheben sie wieder ihren Blick nach den fernen Sternen, und straucheln und fallen, statt dem richtigen Wege zu folgen. —

Und nicht anders endlich ist es mit denen, welcher wir auch gedacht haben, die in steter Sehnsucht nach dem Tode ihr Leben verbringen, auch bei ihnen ist die Folge nichts Andres, als Unfähigkeit zu jeder Thätigkeit. Wir werden vielleicht alle solche Augenblicke erlebt haben, wo irgend ein Schmerz, ein Kummer, oder wo das Anschauen fremder Sünde in uns den Wunsch rege machte: Möchte doch die Zeit vorbei seyn, wo dies Leben mit so schaalen und leeren Erscheinungen uns peinigte, — nun sagt doch, was war mit solchen Wünschen erreicht? Machten sie uns kräftiger, dem Bösen zu widerstehn, gaben sie uns Kraft, den Kummer zu ertragen, Muth, in dem, was uns aufgetragen, zu arbeiten und zu wirken? Ganz das Gegentheil. Ward es uns früher schwer, so jetzt noch schwerer, kam uns früher alles so elend und jammervoll vor, so jetzt noch mehr, hielten wir es früher für nicht der Mühe werth, einzugreifen in das Leben, sondern ließen alles seinen schleppenden Gang gehn — wahrlich so geschah das in solcher Stimmung noch viel mehr als vorher. Da lassen wir den Tag hingehn, in dem wir wirken sollen, und statt freudig zu arbeiten, um nach vollendetem Werke heimzugehn, werden wir denn träge und unnütze Knechte. Ach laßt doch nicht uns täuschen und sagen, es sey das ein Verlangen nach der Vereinigung mit

Gott, was nichts iſt als Unzufriedenheit mit ſeinem Rathſchluß, — an den Früchten ſoll man erkennen, ob etwas eine fromme Regung iſt — aber was iſt die Frucht ſolcher Sehnſucht? Schlaffheit und Unluſt zur Thätigkeit. Laßt uns dagegen auf den ſehen, der uns in Allem ein Vorbild war. Der, welcher ganz Eins war mit dem Vater, der bat Gott um ſein Leben, um noch weiter zu führen das Werk, das ihm aufgetragen, — der aber iſt auch nicht ermüdet auf ſeiner Bahn, ſo lange es Tag war.

II. Die bisher betrachteten Anſichten ſtehn mit unſern heutigen Textesworten in einem ſo grellen Widerſpruch, daß eben aus dieſen Worten der heiligen Schrift ihre Sündhaftigkeit und Unreinheit Jedem leicht deutlich wird. Anders aber iſt es mit einer jenen entgegengeſetzten Sinnesart, welche, nicht minder gefährlich, mit dieſen Worten nicht ſo ſehr in Widerſpruch zu ſtehen ſcheint, ja vielleicht gar auf ſie ſich berufen möchte, — es iſt der Leichtſinn, und die ſündhafte Sorgloſigkeit. Es gibt nämlich überall Menſchen, die in einer jeden Sorge nur ein Uebel ſehn, und nichts eifriger ſuchen, keinem Ziel emſiger nachſtreben, als dem, ganz frei von allen Sorgen zu leben. Der beſſere allgemein herrſchende Sinn hat nun allerdings eine ganz andere Ueberzeugung, er weiß es, daß erſt im Sorgen der Menſch ſeine Beſtimmung erfüllt, und ſehr ſinniger Weiſe ſagt unſere Sprache von Einem, der wohl aufgehoben, und am Ziel ſeiner irdiſchen Wünſche angelangt iſt, er iſt verſorgt, d. h. er hat ſchon ſeine Sorgen, zum deutlichen Beweis, daß das allgemeine Bewußtſeyn nicht in den Sorgen ein Unglück ſieht. Wenn gleich dies uns ſchon aufmerkſam machen muß auf das Verdächtige, was in der Sorgloſigkeit liegt, ſo iſt uns doch hier beſonders wichtig, nicht ſowohl wie ſich jene Geſinnung zum allgemeinen Bewußtſeyn verhält, ſondern wie ſie mit den Vorſchriften zuſammenſtimmt, die Chriſtus uns gegeben hat, namentlich aber mit den Worten, die wir heute betrachten. Und da ſcheint es denn allerdings, als ſey in dieſen Worten gerade dieſelbe Lehre enthalten, welche jene Sorgloſen und Leichtſinnigen predigen, ja man hört ſogar die, welche ſo geſinnt ſind,

ausdrücklich auf dieſe Stelle der heiligen Schrift ſich berufen, und mit ihr ſich rechtfertigen. Zwei Dinge aber ſind es vornehmlich, welche in dieſem Evangelio den Leichtſinnigen das Wort zu reden ſcheinen, es ſind die Beiſpiele, wodurch der Herr die Thorheit des Sorgens erhärtet, dann aber die Schlußworte des heutigen Evangeliums.

Die Beiſpiele, welche der Herr anführt, ſind nun allerdings der Art, daß ſie eine ſolche Anſicht zu beſtärken ſcheinen. Er weiſt auf die Vögel hin, welche nicht ſäen und nicht erndten, und die der himmliſche Vater doch ernähre, er deutet hin auf die Lilien des Feldes und ſagt ausdrücklich, daß ſie nicht arbeiten, und doch ſchöner angethan ſeyen, als Salomo in ſeiner Herrlichkeit. Wenn er nun doch dieſe Beiſpiele gewiß nicht ohne Grund angeführt hat, wenn man doch, wo ſie angeführt werden, nach dem ganzen Zuſammenhang erwarten muß, daß er ſie zur Nachahmung angeführt habe, und wenn endlich die Anwendung, die er ſelbſt davon macht, darum ſollt Ihr nicht ſorgen u. ſ. f. dies noch mehr beſtätigt, — was bleibt uns da übrig? Wenn wir nicht, was doch Keiner gern möchte, den Herrn einer Uebertreibung zeihen wollen, in welcher er, um vor einem Fehler zu warnen, die Farben zu ſtark aufträgt, ſo ſcheint es faſt, als wenn er Unthätigkeit und Sorgloſigkeit als das Benehmen anpreiſe, welches Jedem zieme. Und ſo ſehen wir denn in der That Menſchen, welche die wahre chriſtliche Geſinnung darin ſetzen, daß der Menſch nichts thue, die ſtets davon ſprechen, der Menſch ſolle ganz willenlos und leidend ſich verhalten, die hinweiſen auf die Vögel unter dem Himmel, wenn man die Anforderung an ſie macht, daß ſie thätig ſelbſt eingreifen ſollen in ihr Schickſal. So ſehen wir ſolche, welche meinen, das ſey das wahre Vertrauen auf Gott, wenn man ſtets Alles abwarte, und nicht ſelbſt etwas thun wolle, denn Gott kleide ja auch die Lilien, und dieſem Gott trete der hindernd in den Weg, der vermeſſen ſein Schickſal ſelbſt zu lenken verſuche. Laßt uns, Mitchriſten, gerade das ſelbe Wort entgegen halten, worauf ſie ſich berufen: Ihr ſagt, „Gott kleidet die Lilien auf

keit finden. Sie verschmähen jeden Ernst des Lebens, wo ihnen einmal der Gedanke kommt: Es steht schlimm um dich, du mußt solchem Leben ein Ende machen, da weisen sie solchen Gedanken geflissentlich von sich. „Was soll man sich, denken sie, mit solchen Grillen quälen, das hieße ja recht sich das Leben verbittern, darum hinweg mit solch trübseligen Gedanken, die den freudigen Genuß der Gegenwart verkümmern.“ Und diese pflegen von sich zu sagen, sie seyen es, die recht in der Gegenwart lebten. Die aber nennen in der Gegenwart leben, was eine sehr treffende sprichwörtliche Redensart ganz anders bezeichnet, nämlich als ein Vertreiben oder Tödten der gegenwärtigen Zeit. — Das Wort aber in unserem Evangelio, welches, fern davon, ein solches Zeit-Tödten zu lehren, uns zeigt, was es heißt, in der Gegenwart leben, ist dieses, daß wir „trachten sollen nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.“ Nach dem Reich Gottes trachten, das heißt ganz in der Gegenwart leben, denn damit flüchten wir nicht etwa aus der Gegenwart in irgend eine ferne Zukunft. Nein das Reich Gottes ist, wie der Herr sagt, mitten unter uns, seine Gerechtigkeit ist gegenwärtig in jedem Augenblick und kann und muß in jedem Augenblick ergriffen werden, und eben weil jeder Augenblick ganz von diesem Streben in Anspruch genommen werden muß, daß wir das Reich Gottes erreichen, eben deswegen wäre ein Hinträumen in die Zukunft ein Raub an dieser Pflicht. Nach dem Reich Gottes trachten heißt aber in der Gegenwart wirklich leben, und nicht nur ein, dem Tode ähnliches, Daseyn fristen. Der lebt nicht wirklich, der nicht wirkt und schafft; nicht ruhen sollen wir, sondern wachen, streben, thätig seyn. Der wüste Müßiggang, der Alles über sich ergehn läßt, ist kein Leben, ist müßiger Schlaf, der genußsüchtige Sinn, der nur die Zeit vertreiben will, und von Genuß in Genuß sich stürzt, ist ein wilder Traum und Taumel, nur thätig seyn im Reiche Gottes, heißt wachen, heißt leben. In jedem Augenblick nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, das heißt in jedem Augenblick, thun was Pflicht ist, stets dies Eine im Auge behalten, daß wir nur die Gnade Gottes nicht einbüßen, die uns gerecht macht, — wo' voll die Pflicht

verabsäumten, wo wir Gottes vergaßen, nicht damit uns trösten, daß wir ja allmählig besser werden, sondern gleich, augenblicklich, zu Gottes Barmherzigkeit sich wenden, dort Vergebung erlangen, und in dieser Vergebung Kraft, wieder thätig zu seyn, — seht, das heißt in der Gegenwart leben! — Von diesem Leben in der Gegenwart gilt aber recht das Wort, welches der Herr gesprochen hat, daß wer da hat, daß dem noch mehr gegeben werde, während die, welche nur in der Zukunft leben, auch das verlieren, was sie haben. Wir haben es gesehn, wie die, welche nur in der Zukunft leben wollen, dies nicht können, und zugleich in der Gegenwart unthätig sind, und also auch eigentlich nicht leben, so weder hier noch dort ein rechtes Leben haben. Dagegen ist es ganz anders wenn der Mensch in der Gegenwart lebt, dies ist nicht eine Thätigkeit ohne Ziel und ohne Zweck, nein! hier wird erreicht, was man, der Gegenwart nicht achtend, nur wünscht. Wer wirklich lebt in der Gegenwart, der sorgt zwar nicht um die Zukunft, aber er sorgt für sie, denn seine Thaten sind Keime, die Frucht tragen, sein Thun enthält die Zukunft in sich, und deshalb sagt der Herr in unserm Evangelio, daß Allen, die nach Gottes Reich trachten, was Jene nicht erreichen, die um die Zukunft sorgen, zufallen werde. Darum meine doch Keiner, daß wenn wir ganz in der Gegenwart leben, daß damit alle Hoffnung als Thorheit verworfen, und der Blick in die Zukunft als ein eitler Traum verbannt werden müsse. Das sey ferne. Nur sey die Hoffnung nicht träge, und der Blick richte sich stets auf das Gegenwärtige, in dem der Keim der Zukunft liegt. Schöner kann man das wahre Leben in der Gegenwart nicht beschreiben als der Apostel, indem er die Wirksamkeit schildert, wozu Gott ihn berufen habe. Er sagt, er habe gepflanzt und begossen, das Gedeihen aber habe Gott gegeben. Säen, Pflanzen, Begießen! Seht, Mitchristen, unser Geschäft! Säen, wenn's Zeit ist, Begießen, wenn die Zeit es verlangt, dann sich der Erndte getrösten, denn der, der das Gedeihen gibt, der lebt und weiß, was wir bedürfen, und läßt uns das Alles zufallen. O des Thörichten, der müßig steht am Acker, und stets nur

dem Felde.“ Gewiß. Aber wodurch blühen sie und wie lange? Doch nur so lange, als sie selbst mit ihren Wurzeln die Nahrung in sich aufnehmen, würden sie das nicht, so würden auch sie verdorren; — Ihr beruft Euch auf die Vögel unter dem Himmel. Gewiß, sie säen nicht und erndten nicht, aber wenn sie ihre Flügel nicht gebrauchten, würden sie fallen und Gott würde sie nicht halten, wenn sie nicht die Nahrung, die Gott ihnen gibt, selbst nähmen, so würden sie verschmachten. Darum sagen wir auch, daß jene Beispiele schön und passend gewählt sind, und wissen es, daß sie uns gegeben sind, damit wir uns nach ihnen richten. Wie die Lilien blühen, weil sie thun, was ihr Beruf ist, wie die Vögel leben, weil und so lange sie ihre Bestimmung erfüllen, so sollst du, Mensch, nicht aus deinem Kreise heraustreten. Thöricht wären die Lilien, wenn sie, statt den Saft der Erde zu empfangen, arbeiten wollten in menschlicher Weise, sie würden verschmachten, thöricht wäre der Vogel, wenn er sich entziehn wollte die Nahrung, der er in jedem Augenblick bedarf, und die ihm in jedem Augenblick gegeben wird, und statt sie zu nehmen, in Scheuern sammeln wollte. Er würde verschmachten, weil er nicht thut, wozu er berufen. Eben so thöricht wäre der Mensch, der aus dem Kreise seines Berufs heraustretend, in der Zukunft leben wollte, und damit das versäumte, was eben itzt zu thun ihm obliegt, — er wäre der thörichten Lilie gleich, die nur so lange lebt, als sie die Nahrung trinkt.

Darauf weisen denn auch die Schlußworte unseres Evangeliums hin, in welchen man auch die Lehre des Leichtsinns will gefunden haben. In den Worten nämlich: „Sorget nicht für den kommenden Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen,“ in diesen Worten will man die Berechtigung finden, sich dem Müßiggang zu ergeben, und träg und unthätig die Zukunft zu erwarten, in ihnen soll der Wahlspruch liegen, welchen die Trägheit so gern im Munde führt, das Wort: Was will der Mensch sich mühen und plagen? — Aber liegt denn das wirklich in jenen Worten? Der morgende Tag wird seine Sorge haben, spricht der Herr, — liegt

darin, daß er ſie nicht haben ſolle? liegt darin, daß es Unrecht iſt, wenn der morgende Tag Sorgen bringt? Kann es nicht auch das Gegentheil ſeyn, kann der Herr nicht auch meinen, daß es gut iſt, daß der morgende Tag ſeine Sorge haben wird? Ja dies iſt offenbar ſeine Meinung, wie ſich deutlich aus dem Schluß des Evangeliums ergibt, in dem er es als das Richtige ausſpricht, daß jeder Tag ſeine Sorge habe, und ſeine Mühe. Wenn jeder, ſo auch der morgende, ſo auch der heutige, aber jeder ſeine. Und weil jeder Tag ſeine Sorge hat, deswegen ſollen wir nicht einem Tage ſeine Sorgen entziehn, und auf einen andern häufen; in der Sorge liegt ein Segen, und einem Tage ſeine Sorgen nehmen, heißt ihn ſeines Segens berauben. Es iſt darum ein Unrecht, dem morgenden Tage nicht zu überlaſſen, was ihm gehört, und heut zu thun, was erſt morgen begonnen werden ſoll. Was morgen Recht iſt, iſt vielleicht heute Sünde, weil es die Sorge des heutigen Tages vernachläßigen und ſeine Pflicht verſäumen läßt.

Und ſo weiſen denn alle einzelnen Züge, ja man kann ſagen, jedes Wort unſeres Evangeliums auf die eine Wahrheit hin, die ſich durch unſern ganzen Text hindurchzieht, auf das Gebot, welches die Summe deſſelben iſt, auf das Gebot, daß wir leben ſollen in der Gegenwart. In der That iſt dies das, was uns als das Rechte entgegentritt, wenn wir uns abwenden von den verſchiedenen, zum Theil ſich entgegengeſetzten Verirrungen, womit wir uns gegen des Herrn Gebot verſündigen. Und daß nicht Einer auch aus dieſen Worten Gift ziehe, und das Gebot, das Chriſtus uns gegeben, in eine weltliche und ſündliche Klugheitsregel verkehre, ſo enthält unſer Text ein Wort, welches zeigt, was es denn eigentlich heißt, in der Gegenwart leben. Einer ſolchen Belehrung aber bedarf es gar ſehr. Denn die Verkehrtheit unſeres Verſtandes und die Macht der ſündlichen Neigungen geht ſo weit, daß kaum eine Tugend oder ein Lob iſt, deſſen Name nicht für Sündliches in Anſpruch genommen wird. So ſprechen denn ſehr viele Menſchen es dreiſt aus, daß ſie ganz in der Gegenwart leben, wenn ſie allen möglichen Genüſſen ſich hingeben, und in kindiſchem Spiel und Tand ihre Freude und Selig-

Schrift ausgewählt, in welchen der eigentliche Sinn, und die Hauptsache, auf die es ankommt, sich etwas verbirgt, und nicht auf den ersten Anblick klar wird. Ja auch solche haben wir manchmal geflissentlich hervorgehoben, in welchen auf den ersten Anschein gerade das Gegentheil von dem gesagt zu seyn scheint, was eigentlich die Bedeutung dieser Stelle ist, und die eben darum zunächst eine gefährliche, unlautre Lehre zu enthalten schienen. Im ersten Falle war der Zweck, uns das Verständniß der heiligen Schrift immer mehr zu eröffnen, im zweiten, Zweifel zu beseitigen, welche dem Vertraun entgegenstehn, das wir in dies Buch der Bücher zu setzen haben. Denn natürlicher Weise wird dieses Vertraun sehr erschüttert, wenn Etwas scheint gelehrt zu werden, was gar nicht zusammenstimmt mit dem, was sonst christliche Lehre; und so ist denn wirklich oft das Mißtraun, das man in eine Stelle setzt, der Grund geworden, warum man der ganzen heiligen Schrift das Vertraun nicht schenkte, das sie verdient. Kommt nun noch dazu, daß in einer solchen, schwierigen aber unverstandenen, Stelle eine Lehre von großer Wichtigkeit enthalten, und andrerseits der Irrthum sehr gefährlich ist, der durch ihr Mißverstehn hervorgebracht werden kann, so ist offenbar das Bedürfniß doppelt groß, eine solche Stelle der heiligen Schrift einer aufmerksamen Betrachtung zu unterwerfen. Alles dies trifft nun bei unserm heutigen Evangelio zusammen. Dasselbe enthält eine Erzählung, die vielleicht mißverstanden worden ist, und die, wenn sie nicht richtig verstanden wird, offenbar einer gefährlichen, ja ruchlosen Gesinnung Vorschub thun kann; auf der andern Seite ist diese Erzählung eine solche, die, richtig verstanden, die Quelle mannigfachen Segens werden kann, weil sie Lehren enthält, welche Jedem wissenswerth sind, und kaum in einer andern Stelle der heiligen Schrift mit solcher Ausführlichkeit enthalten seyn möchten. Daß nun dies Alles hier Statt findet, ist wahrscheinlich der Grund, warum gerade diese Stelle zu einem feststehenden Sonntags-Evangelium ausgesucht worden ist. Blos ihrer Schwierigkeit wegen hätte die Kirche schwerlich die Veranstaltung getroffen, daß diese Stelle jährlich verlesen und betrachtet werde bei der Feier dieses Sonntages, aber hinter der Schwierigkeit liegt ein reicher

Schatz der Erbauung, und das war entscheidend. Und wer weiß, ob nicht frühe schon, Mancher an dieser Stelle Anstoß nahm, und ob nicht darin mit ein Grund lag, sie so hervorzuheben, damit Jeder oft zur aufmerksamen Betrachtung derselben sich aufgefordert fühle? Fast können wir es vermuthen, wenn wir sehn, daß noch itzt an diesem Evangelio Anstoß genommen wird. In der That so ist es. Man hat zur Erklärung desselben die verschiedensten Auslegungen versucht, aber bei allem dem will diese Stelle auf Viele durchaus nicht den befriedigenden und beruhigenden Eindruck machen, welchen alle andern Stellen der heiligen Schrift dadurch hervorzubringen pflegen, daß aus ihnen die halb lautre Wahrheit sogleich entgegenstrahlt. Auch unter uns mögen vielleicht Einige seyn, die mitunter ein Wort aussprechen, das ich schon manchmal vernommen habe: daß sie mit diesem Gleichniß nicht recht ins Reine kommen könnten, daß dieselbe sie mit Unruhe und Unbehagen erfülle, daß, wo sie ihnen erklärt und ausgelegt werde, sie zwar gegen die Erklärung Nichts einwenden könnten, daß aber ihr Herz nicht recht dabei sey, und immer ein Bedenken, das sie selbst nicht aussprechen könnten, in ihnen zurückbleibe, kurz, daß es ihnen am Ende lieber wäre, dies Gleichniß stände gar nicht in der heiligen Schrift. — Schon dies, daß eine Stelle der heiligen Schrift, über welche wir bisher lieber hinweggingen, uns lieb und werth wird, würde der Mühe werth seyn, sie aufmerksam zu betrachten. Noch mehr aber muß die Wichtigkeit der Lehre, die in dieser Stelle enthalten ist, uns dazu auffordern. Laßt uns nun diese Lehre auffinden, indem wir

die Schwierigkeiten dieses Gleichnisses

zu beseitigen suchen. Da es aber zweierlei ist, was besonders Anstoß zu geben pflegt, erstlich die Erzählung selbst, dann aber die Anwendung, die der Herr davon macht, so laßt uns Beides nach einander ins Auge fassen.

Und du, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit. Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Die erste Schwierigkeit, die Manche beim Lesen und Anhören dieses Gleichnisses zu finden pflegen, betrifft die Erzählung selbst, und die einzelnen Umstände derselben. Ein reicher Mann hat einen Haushalter. Als er ihn zur Rechenschaft fordert, weiß der, seiner Untreue bewußt, sich nicht anders zu helfen, als daß er den Herrn abermals betrügt, Schuldverschreibungen und Rechnungsbücher verfälscht, um die Schuldner sich zu Freunden zu machen, und nicht zu darben. Und der reiche Mann, der diesen Betrug erfährt, lobt den Haushalter seiner Klugheit wegen. — Das fühlt nun wohl ein Jeder sogleich, daß es eben nichts Rühmenswerthes ist, was der Haushalter begeht, und daß ein solcher Betrug eben kein Lob verdient. Wenn nun aber hier steht, daß sein Herr, der doch noch dazu der Betrogene ist, ihn lobt, so haben Viele, um das Fremdartige und Unheimliche in dieser Erzählung zu vernichten, sich die Sache so zu erklären gesucht: Der reiche Mann lobe bei dem Haushalter nur die Klugheit, nicht die Unredlichkeit, den Scharfsinn, die Geistesgegenwart, diese Geschicklichkeit, aus den aller unglücklichsten Verhältnissen sich glücklich herauszuwinden, das sey es, was der reiche Mann lobe, und allerdings sey doch auch Klugheit Etwas, was sehr zu schätzen sey, und wie jener reiche Mann nur die Klugheit lehre, aber nicht die Unrechtlichkeit, so sey der Sinn dieses Gleichnisses, daß wir „klug seyn sollen wie die Schlangen," damit sey aber nicht ausgeschlossen die andere Hälfte dieses Wortes, nämlich: „ohne Falsch wie die Tauben." — Es bleibt aber bei einer solchen Erklärung nicht mit Unrecht der Zweifel übrig, warum denn der Herr gerade ein solches Beispiel gewählt habe, wo Klugheit und Unredlichkeit so eng verbunden sind, daß die ganze Klugheit fast nur im Betruge besteht. Denn setzen wir den Fall, der Haushalter hätte ohne einen solchen Betrug sich geholfen, hätte etwa, ehe er die Rechnung ablegte, irgend ein Unternehmen gewagt, wobei er durch schlaue Benutzung von Umständen so viel gewonnen hätte, daß er das Entwandte ersetzen konnte, und hätte es gethan, so hätte diese ganze Erzählung ihr eigenthümliches Gepräge verloren, sie hätte gar nicht die Bedeutung, welche sie itzt hat. Warum nicht? Weil das Wesentliche in dieser Erzählung nicht die Klugheit

überhaupt, sondern diese Art von Klugheit, die unredliche Klugheit ist. — Ja, sagt man aber vielleicht, wenn es so ist, wie kann man denn diese Erzählung verstehn, wenn nicht die Klugheit, abgesehn von der Unredlichkeit gelobt wird, wie steht es dann? So etwas Verbrecherisches, wie einen offenbaren Betrug, wird doch wohl der reiche Mann nicht loben? Aber, Mitchristen, warum nicht? Was wissen wir denn von jenem reichen Mann, daß wir so bestimmt sagen wollen, er werde keine Ungerechtigkeit loben, wo haben wir denn die Beweise, daß ihm Redlichkeit so sehr viel galt, kann er nicht vielleicht gerade ein solcher seyn, der an der Ungerechtigkeit sein Wohlgefallen hat? — Laßt uns einmal bedenken, was Manchen verhindert, dies zu bejahen. Man hat, durch Gleichnisse ähnlicher Art verleitet, sich gewöhnt, wenn von diesem Gleichniß die Rede ist, vorauszusetzen, unter dem reichen Mann werde Gott verstanden, und allerdings, wenn man diese Meinung hat, da ist's kein Wunder, wenn man sich Mühe gab, das Lob, welches er dem Haushalter gab, wenn auch auf eine gezwungene Weise, mit Recht und Redlichkeit in Uebereinstimmung zu bringen, nur damit diese Erzählung nicht auf Gottes unwürdige Folgerungen führe. Aber wo steht denn das geschrieben, daß unter dem reichen Mann Gott zu verstehen sey. Der Anfang der meisten Gleichnisse, in welchen Gott mit einem Menschen verglichen wird, die Worte: „Das Himmelreich ist gleich" u. s. w. kommen hier nicht vor. Dazu kommt, daß wo sonst in Gleichnissen die Reichen vorkommen, sie gewöhnlich nicht als Vorbilder, sondern, eben der Gefahren wegen, mit welchen großer Besitz manche Seele bedroht, eher als Warnung dargestellt werden. Endlich aber giebt es ja unzählige Gleichnisse, in welchen Menschen uns beschrieben, und ihre Gesinnungen und Thaten uns geschildert werden, durchaus nicht, um für uns Muster der Nacheiferung zu werden, und zu diesen gehört auch dieses Gleichniß. Wenn z. B. erzählt wird, daß der Priester und Levit dem, der unter die Räuber fiel, kalt vorübergehen, wem fällt es ein, zu sagen, sie seyen als Muster uns vorgestellt? Oder, wenn jener Pharisäer stolz an seine Brust schlägt, wer meint, daß Christus solche Gesinnung anpreisen wolle? Warum denn

hier eine solche Meinung? Wie kein Grund ist, in dem Haushalter ein Muster zu suchen, so auch keiner, in dem reichen Mann eins zu erkennen. Wenn Jemand gar nicht wüßte, daß dies ein Gleichniß Christi sey, oder, wenn er auch dies wüßte, es wäre ihm aber unbekannt, daß in vielen andern Gleichnissen Gott mit einem Herrn, und die Menschen mit Knechten und Untergebenen verglichen werden, — was würde wohl, wenn man ihn um seine Meinung fragte, was er von den Personen halte, von denen hier die Rede sey, was würde wohl da sein Urtheil seyn? Wahrscheinlich würde er den Haushalter einen unredlichen Mann nennen, und wenn man nun weiter fragte, was wohl der reiche Mann für einer sey, ich denke, er würde ihm kein beßres Lob geben wollen, denn wer eine solche Handlung loben kann, von dessen Redlichkeit können wir uns eben nicht eine gar zu große Vorstellung machen.

Nun kommen aber noch alle übrigen Umstände dieser Erzählung dazu, welche darauf hinweisen, daß jener reiche Mann nichts weniger war, als ein Muster von Gerechtigkeit. Ein Gerücht hatte ihm gesagt, worum er sich in seiner Nachläßigkeit nicht gekümmert hatte, und statt, daß er nun die Sache erst untersucht, und dann beschließt, was zu thun, statt dessen fängt er die Untersuchung damit an, daß er dem Beklagten ankündigt, er könne hinfort nicht Haushalter seyn. Mit ungerechter Willkühr verfährt er gegen ihn, mit derselben Willkühr, ohne Achtung für Recht und Billigkeit lobt er nachher den Haushalter, — warum? weil seine Klugheit und Feinheit ihm gefällt. Ein wahres Bild eines Selbstsüchtigen, weltlich gesinnten Menschen sehn wir in ihm. Gleich bereit, auch ungerecht den Untergebenen zu bestrafen (denn ungerecht ist jede Strafe ehe die Schuld erwiesen) — und wenn er nun sieht, wie der sich durch eine Schändlichkeit hilft, dann mit einem Lächeln gesprochen: er ist doch so gerieben und fein, ich muß ihm dieses Betruges wegen vergeben, ich kann ihm nicht böse seyn. So ist gar manche sogenannte Freundschaft in dieser Welt geschlossen, daß Feinheit und arglistige Schlauheit, die Einer gegen den Andern anwandte, endlich das Band

des Betrügens wurde, und daß der Betrogene sich freute der Klugheit des Betriegers und ihm die Hand reichte und sein Freund ward. — Und daß es nicht nur Vermuthungen sind, wenn wir jenen reichen Mann zu solchen Weltkindern zählen, sehn wir aus den Worten, welche der Herr an diese Erzählung knüpft, daß die Kinder der Welt klüger sind als die Kinder des Lichts. Kinder der Welt nennt er sie beide. Sehet, das ist der Sinn seiner Worte, sehet, so treiben es die Kinder dieser Welt, so ist ihnen nichts heilig, so hintergehn und betrügen sie einander, und diese ihre Schlauheit, die macht sie sich wieder zu Freunden. Und so, meine Freunde, müssen wir, wenn man darüber klagt, daß diese Erzählung schwer verständlich ist, sagen: Nur dann ist sie es, wenn man mit der vorgefaßten Meinung zu ihr tritt, daß, was der reiche Mann thue, Sinnbild sey der göttlichen Handlungsweise, oder wenigstens einer Sinnesweise, nach der wir trachten müssen, hat man aber eine solche Voraussetzung nicht, und sieht die Erzählung unbefangen an, so sieht man in ihr eine treffende und wahre Schilderung, wie die Kinder dieser Welt es treiben, und was ihre vielgepriesene Klugheit ist. —

Wie wahr aber diese Schilderung ist, sehen wir am allermeisten, wenn wir sie vergleichen mit dem weltlichen Sinn, welcher noch heut zu Tage eben so herrschend ist, und eben so sich äußert, wie zu der Zeit, in welcher der Herr jenes Gleichniß erzählte. Diese noch itzt herrschende weltkluge Gesinnung ist auch der Grund, warum jene Schilderung noch für uns segensreich ist. Wüßten wir von solchem Sinne nichts, so wäre es uns fast gleichgültig, ob er damals herrschend war, ob nicht. Itzt aber ist jenes Gleichniß ein schreckender Spiegel unserer eignen Sünde, ein warnendes Beispiel, das uns aus unserer Sicherheit aufschrecken soll. Denn nicht nur um uns in dem Leben und Treiben Anderer, nein, in uns selbst entdecken wir so immer und immer wieder denselben Sinn, der in jener Erzählung uns geschildert wird, ertappen uns täglich darauf, wie wir um zeitlichen Vortheils willen die Wege der Redlichkeit verlassen, der Wahrheit untreu werden, bei Allem, was wir unternehmen, nicht fragen:

was ist Recht und was meine Pflicht, sondern jenem Haushalter gleich, nur dem Graben und Betteln entgehn wollen. Wer kann sich frei sprechen und sagen: Ich habe nie aus einer solchen irdischen Rücksicht geschwiegen, wo ich sprechen sollte, nie geschmeichelt, wo zu tadeln mir oblag, stets alle krummen Wege gemieden, und nur gethan, was die Redlichkeit erlaubte? Wie oft haben wir nicht, um ein Ungemach, oder auch nur eine peinliche Verlegenheit uns zu ersparen, Falschheit geübt, und nichts andres im Auge gehabt als das vorgesetzte Ziel, und waren froh, wenn wir es auch mit beflecktem Gewissen erreichten? — Andrerseits ist uns auch die Gesinnung nicht fremd, die durch nichts so sehr gewonnen wird, und Nichts so bewundert, als die arglistige Klugheit. Wir haben auch gar oft gelobt, daß er klüglich gethan hat, und haben lieb gewonnen, weil er so listig und fein ist, statt daß wir bedauerten, daß über die Klugheit die Lauterkeit des Herzens verloren sey. Diese Bewunderung auch der unredlichsten Klugheit, sie hat ja alle Verhältnisse durchzogen. Was ist es denn, was im geselligen Umgange am meisten geschätzt wird? Ist es die Lauterkeit und Unbescholtenheit? Ach, könnten wir ja sagen, so aber ist es die abgeschliffene Feinheit, der Alles verziehn wird, wir wissen es, wie wenig hinter der schönen Maske sich findet; wir gestehen es von Manchem ein: ja Redlichkeit fehle ihm, wir wissen es gar wohl, wo er seine Pflicht übertrat, es ist uns nicht unbekannt, daß er gegen seine Ueberzeugung spricht, wir können es wohl gar nicht läugnen, daß er jenem Haushalter gleich mit unrechtlichen Mitteln sich bereicherte und Andere um das Ihrige brachte, — aber er that dies Alles mit der gehörigen Klugheit, er wußte so geschickt dies zweideutige Gut, das man äußere Ehre nennt, zu bewahren, daß wir ihm dies Alles zu Gute halten, ja wohl gar natürlich finden, und als eine große Klugheit rühmen. Mitchristen, die unselige weltliche Klugheit hält uns Alle nur zu sehr gefangen, und es wird uns eben deshalb schwer, sie in ihrer schrecklichen Gestalt zu sehn, es wird uns ja gewöhnlich leichter, an Andern eine Schwäche zu erkennen, gegen die wir bei uns selbst blind sind, — laßt uns denn auf jenes Gleichniß sehn, das von den beiden Weltkindern er-

zählt, nicht um uns viel beſſer zu denken, als ſie, ſondern, um in ihnen unſer Bild zu erkennen. Laßt uns ihre ganze Verworfenheit uns recht deutlich machen, und dann, in unſer Herz blickend, davor erſchrecken, daß wir ihnen ſo gleich ſind, und dann Gott drum bitten, daß er uns von ſolcher Klugheit befreie, und uns die wahre Herzenseinfalt gebe, dann haben wir die Warnung redlich benutzt, die in dieſem Gleichniſſe uns gegeben iſt. —

II. Wenn wir aber dieſe Erzählung ſo anſehn, meine chriſtlichen Freunde, ſo ſcheint es, als wenn etwas ſehr Weſentliches ganz außer Acht gelaſſen wäre, was dagegen zu ſprechen ſcheint, nämlich die Anwendung, die der Heiland ſelbſt von dieſem Gleichniß macht. Zugegeben nämlich, daß, weil es hier nicht ausdrücklich ſteht, der reiche Mann in dieſem Gleichniß nicht als Vorbild und Muſter anzuſehen ſey, ſo ſcheinen die Worte, mit welchen der Herr die Anwendung macht, darauf hinzudeuten, daß der Haushalter uns ein Muſter ſeyn ſolle. Er ſagt allerdings nicht, daß man, wie jener reiche Mann, die Ungerechtigkeit loben ſolle, aber faſt ſcheint es, als lehre er, daß man ſie, dem Haushalter gleich, begehen ſolle. An jene Erzählung nämlich knüpft der Herr die bedenklichen Worte: Und ich ſage euch auch, ſchaffet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon. Da ſcheint es doch, zumal, wenn dieſe Worte auf ein ſolches Gleichniß folgen, als ſey es uns zur Nachahmung gegeben, und als ſolle man ſich nach dem Betragen des Haushalters richten, denn der machte ſich ja wirklich Freunde mit dem ungerecht erworbenen Gute. Soll man nun wirklich, wie er, Andere um das Ihrige bringen, und mit dem ungerecht Erworbenen Wohlthaten erweiſen, um die, welchen man ſie erwies, zur Dankbarkeit zu verpflichten? Daß dies unmöglich der Sinn dieſer Worte ſeyn kann, ſieht man ſchon aus den Worten, welche uns zeigen, was für Freunde es ſeyn ſollen, die wir uns ſchaffen ſollen. Die Freunde nämlich, die in die ewigen Hütten aufnehmen können, ſind doch nur Gott, und der zu ihm führt, Chriſtus. Von Wohlthaten, die wir ihnen erweiſen, kann da alſo nicht die Rede ſeyn, und: ſie ſich zu Freunden

machen, nur dieſelbe Bedeutung haben wie ſonſt: Gott dienen; der ungerechte Mammon ſoll ſo angewandt werden, daß ſeine Anwendung ein Gottesdienſt, d. h. daß mit ſeiner Anwendung Gottes Wille ausgeführt wird. Iſt es nun Gott, als deſſen Freund zu wirken, Chriſtus vorgeſchrieben hat, ſo folgt ja von ſelbſt, daß nicht Unredlichkeit geboten iſt, mit der wir ja Gott nicht dienen, nicht ſeine Freunde ſeyn würden. Wenn wir dies aber auch bedenken, ſo bleiben immer zwei Dinge in der Anwendung, welche Chriſtus von dieſem Gleichniß macht, übrig, die eine Undeutlichkeit, und vielleicht Mißtrauen gegen die ganze Stelle hervorbringen können. Das ſind erſtlich die Worte, womit der Herr die Anwendung, welche er giebt, beginnt: „und ich ſage euch auch," zweitens aber, daß er vom ungerechten Mammon ſpricht.

Was nun die Worte betrifft, „und ich ſage euch auch," ſo ſind ſie gar nicht in dem Sinn zu verſtehn, als wollte der Herr gleiche Lehre geben mit der Geſinnung, von der er eben geſprochen, als von der Klugheit der Kinder dieſer Welt. Sondern wie öfter in der heiligen Schrift das Wort und gebraucht wird, wo in der gewöhnlichen Rede wir: „aber" ſprechen, oder „hingegen," — ſo auch hier. „Ich aber ſage euch," — ſpricht der Herr, oder auch: „Ich ſage euch auch, wie jene, ſchaffet euch Freunde, aber nicht, wie jener Haushalter, die Freunde, die euch höchſtens ein Obdach geben, ſondern die, welche euch ins Himmelreich aufnehmen. Lernt von ihm den Mammon anwenden und hingeben, um ein Ziel zu erreichen, von mir aber, welches das höchſte Ziel iſt, wenn er nach einem bequemen Auskommen, ſo trachtet ihr nach den ewigen Hütten." Schwieriger einzuſehn ſcheint es aber, daß der Herr in der Anwendung nur vom ungerechten Mammon, von unrechtlich erworbenem Gute ſpricht. Aber dies verliert alles Befremdende, wenn wir bedenken, in welcher Umgebung und zu wem Chriſtus dieſe Worte ſprach. Zöllnern und Phariſäern ſagt er dieſe Worte, von denen jene nichts beſaßen, was ſie nicht durch Betrug erworben hatten, und dieſe durch unrechtliche Satzungen und Einrichtungen bereichert waren.

Das Gut, das sie besaßen, war ihr der That unrechtlich erworben, ein ungerechter Mammon. Gleich jenem Haushalter hatten die, welchen dies Gleichniß erzählt ward, durch Unterschleif, weltkluge Schlauheit, Betrügereien jeder Art, sich ihren Reichthum erworben. Nun erzählt ihnen der Herr das Gleichniß, in welchem sie ganz ihr Leben und Treiben erkennen mußten, hier sehn sie wie in einem Spiegel ihr Thun. Ja, mußten sie bei sich sprechen, solche sind wir auch, wir machen es nicht anders, wir betrügen wie jener, wir überschätzen gleichfalls die Klugheit, und ob Einer ehrlich ist, kümmert uns nicht, den Schlauen, wenn auch Unredlichen, loben wir und schätzen wir hoch." — Jenes Gleichniß sprach zu ihnen von selbst deutlich und klar und bedurfte nicht der Anwendung auf sie, die jeder selbst machte. Aber nun, nachdem sie das eingesehn hatten, daß sie so seyen, da entstand die wichtigere Frage: Was sollen wir itzt thun? — und darauf, was sie itzt, da sie von ungerechtem Mammon belastet waren, zu thun hätten, und wie selbst der ungerecht erworbene Mammon ihnen ein Mittel zum Heil werden könne, darauf weist der Herr in seiner Anwendung hin. „Auch euer Besitz ist ein ungerechter Mammon, den ihr eben wie jener durch Betrug erworben habt, wendet itzt, was ihr ungerecht erworben habt, so an, wie es denen ziemt, die Gottes Freunde werden und seyn wollen. Durch Betrug und weltliche Schlauheit habt ihr euch bereichert, möge der Reichthum, an welchem so viel Unrecht haftet, angewandt werden, wie Gottes Knechte den Reichthum anwenden müssen, so daß seine Verwendung zu Gottes Ehre gereiche." — Und wie jene Zöllner den unrechtlich erworbenen Mammon anzuwenden hätten, damit seine Verwendung zu Gottes Ehre gereiche, das mußte ihnen ja vor Allem nahe liegen. So nämlich, daß, was sie Andern widerrechtlich entwendet hatten, diesen wiedererstattet wurde. Das Wiedererstatten des Geraubten, oder wo das nicht möglich war, Wohlthaten an Bedürftige, das war der einzige Beweis, den sie ablegen konnten, daß sie wirklich dem dienen wollten, der in die ewigen Hütten aufnimmt. Sie sollten den ungerechten Mammon gut anwenden, eine beßre

Anwendung gab es nicht, als Unrecht wieder gut machen und Güte um sich verbreiten.

Daß aber dieser Rath nicht für uns alle Bedeutung verloren habe, daß auch bei uns noch immer wieder die Frage, wenn auch nicht entsteht, doch entstehen müßte: Was soll ich thun mit meinem ungerechten Mammon, das müssen wir ja leider Alle, wenn wir aufrichtig seyn wollen, beschämt bekennen. Wo gibt es denn nicht solche, welche Reichthümer sich aufhäuften auf Kosten ihres Gewissens, sie fehlen ja leider nirgends, an deren Gütern die Thränen der Wittwen und Waisen haften, häufiger, als man denkt, sind sie, deren Reichthum nichts ist, als ein schlauer, klug verborgener Raub. Wer zählt die Fälle, wo die Vorgesetzten sich vergriffen durch Erpressungen von ihren Untergebenen, wo sie Gewalt übten statt Recht und vom erpreßten Schweiß und widerrechtlich erzwungner Arbeit derer schwelgten, die Gott unter ihre Hand that, wer zählt die Ungerechtigkeiten, in denen die Unschuld unterdrückt ward, damit der Richter schlummern könne und prassen, wer kann die Thränen ermessen, die hartherzigen Wuchersinn erpreßte, wer alle die Betrügereien erzählen, die täglich im Handel und Wandel geschehn, wo Keiner es scheut, mit Arglist den Sieg davon zu tragen über Ehrlichkeit und Einfalt? — Seht, Mitchristen, wo wir nur hinsehn, glänzt uns ungerechter Mammon entgegen. Und an Alle, die ihn besitzen, ergeht des Herrn Gebot, daß sie Gott damit dienen sollen, daß sie, wo es angeht, die Beraubten entschädigen, wo sie dies nicht vermögen, hülfreich den Nothleidenden unterstützen, und ihre Güter verwenden zum gemeinsamen Besten. Und sage doch nur ja Niemand, für ihn habe dieses Gebot keinen Sinn, denn er besitze solchen Mammon nicht, und seine Hände seyen rein vom Betruge. Es mag seyn, du hast Wittwen und Waisen nicht bedrückt, oder nicht durch Betrug und Wucher dich bereichert, — aber ist es nicht ein unrechtlicher Gewinn, wenn du, deiner Geistesskraft vertrauend, einen Andern listig beschwatzest, zu thun, was dir Vortheil bringt, oder ist es nicht ein ungerechter Mammon, den du

besitzest, wenn du die Vortheile die anziehest, die dein Beruf oder Amt dir gibt, und seine Pflichten vernachlässigst, — freust du dich nicht eines ungerechten Gutes, wenn du auf krummen Wegen ein Amt verlangtest? — Ist es nicht ein ungerecht erworbnes Gut, wenn du durch Verstellung und Schmeichelei Liebe und Einfluß bei deinen Nebenmenschen gewanntest? — Mitchristen, immer geringer wird, wenn wir uns nur ernstlich prüfen, die Masse des Besitzes, den wir einen rechtlich erworbenen nennen können, mehr oder minder wird ein Jeder von Allem, was er gewann, sagen müssen, daß Ungerechtigkeit dran haftet. Eben deswegen soll aber auch Jeder willkommen heißen das Wort des Herrn, welches lehrt, wie der Mensch sich zu benehmen habe bei seinem ungerechten Besitze. Was wir besitzen, zu Gottes Ehre benutzen, das ist der Rath, den er gibt; sey es nun Geld und Gut, sey es Gewalt, sey es Ansehn, sey es Einfluß, — stets nur das im Auge haben, was das Reich Gottes fördert, stets nur tragen, was ihm wohlgefällig ist, das ist der Weg, einem Worte nachzukommen, welches sich unmittelbar an unsern heutigen Text anschließt, und eigentlich zu ihm gehört, daß wir treu seyn sollen im Größten wie im Geringsten. —

Wenn nun aber so unser heutiges Evangelium in dem Gleichniß uns warnt vor der Sinnesart, die nur den zeitlichen Vortheil schätzt und die weltliche Klugheit, mit dieser Warnung zugleich aber uns beschämend an unsere Sündhaftigkeit erinnert, — wenn es hinwiederum in der Anwendung des Gleichnisses zeigt, was wir zu thun haben, wenn wir in solcher weltlichen Klugheit der Sünde anheimgefallen sind, und Unredlichkeit uns zu Schulden kommen ließen, und uns ermahnt, so lange es Zeit ist, die Freundschaft Gottes zu suchen und zu seiner Ehre das unrecht erworbene Gut zu verwenden, — wer wollte da wohl noch sagen, daß dies Evangelium ihm minder werth sey, als Andern, wer gar behaupten, es habe keine Bedeutung für uns, und sey nicht fähig, uns im Heil zu för-

dern? — Fern ſey das von uns. Schöpfe Jeder von uns aus ihm den Entſchluß, lauter und rein vor Gott zu wandeln, und wo er Gottes Wege verließ, ſein Unrecht gut zu machen, ſo wird ihm lieb und willkommen ſeyn das Evangelium, das ihm Veranlaſſung ward zu ſeyn, ſowohl wo er ſteht, als wohin er zu ſtreben habe. Amen.

X.

Ueber Unſchuld und Heiligung.

Predigt am allgemeinen Buß- und Bettage zum Schluſſe des Kirchenjahres.

Wiederum, meine chriſtlichen Freunde, iſt ein Kirchenjahr beſchloſſen, und wir ſehn dem Beginn eines neuen entgegen, wiederum haben wir einen Abſchnitt in unſerm kirchlichen Leben erreicht, und der Blick wendet ſich zurück auf die Bahn hinter uns und mißt ſie und ſieht, um wie viel wir weiter gekommen ſind, dem Wandrer gleich, der ſich von Zeit zu Zeit umſieht, um gewahr zu werden, ob er ſich auch wirklich entfernt hat vom Ort ſeines Ausgangs, oder ob ein trügeriſcher Weg ihn verlockte, ſo daß er ihm noch immer nahe ſteht. Wie aber bei einem jeden Zurückſchauen auf eine vollbrachte Zeit das Herz mehr oder minder unruhig wird, weil ſo viel des Guten verſäumt und ſo viel Böſes verübt wurde, ſo wird ſich unſer dieſe Unruhe am meiſten dann bemächtigen, wenn wir bedenken, wie wir als Glieder der Kirche, als Chriſten gelebt haben. Alle andern Verhältniſſe nehmen blos einen Theil des Menſchen in Anſpruch, und daher wird es manche Verhältniſſe geben, in welchen wir uns leicht beruhigen, wenn wir nur nicht gerade zu uns gröblich vergingen, hier ſind die Anforderungen nicht ſo hoch. Anders aber iſt es da, wo der Menſch ſein Thun mit dem vergleicht, was ihm als Glied der Kirche, als Glied an Chriſti Leibe zu thun obliegt, da handelt es ſich nicht nur um einzelne Thaten, da fragt ſich's, ob er ganz und gar, ob der in-

nerſte Kern ſeines Weſens weiter gekommen und mit dem Herrn inniger verſchmolzen iſt? Und wenn bei dieſem ſtrengeren Maaßſtab kein Werk als fehlerfrei erſcheint, und Niemand als fleckenlos, ſo müſſen wir es als eine ſchöne und fromme Sitte anſehn, daß bei uns der letzte Tag im Kirchenjahr, an welchem wir uns zum gemeinſamen Gottesdienſt verſammeln, als allgemeiner Buß- und Bettag bezeichnet iſt. Wie die Gemeinde des Herrn überhaupt die engſte und innigſte Verbindung iſt, ſo will ſie auch den Tag der Reue und Buße gemeinſam feiern, gleichſam nur ein Weſen, das am Jahresſchluß ſich Rechnung ablegt über ſein Thun; und ſo iſt dieſe Feier nicht anzuſehn als eine willkührliche menſchliche Einrichtung, ſondern als ein nothwendiges Erzeugniß des Lebens der Kirche. Zur Buße fordert der heutige Tag uns auf, mögen wir doch nicht nur gezwungen ſeinem Rufe folgen, ſondern mit willigem Herzen, möge uns hier nicht nur die herrſchende Sitte verſammelt haben, ſondern der Drang des eignen Herzens, auf daß wir an uns ſelbſt erfahren die Wahrheit des Wortes, daß die Buße eine Reue iſt, die Niemand gereut, und des Segens theilhaft werden, der aus dieſer göttlichen Traurigkeit kommt. — Was aber läge an dieſem Tage unſerer Betrachtung näher, als eben dies, wozu wir uns verſammeln, die Buße ſelbſt? Laßt uns darum

den Segen der Buße

näher ins Auge faſſen, und unſerer Betrachtung unterlegen den

Text, Luc. 15, 7.

Ich ſage euch: Alſo wird auch Freude im Himmel ſeyn über einen Sünder, der Buße thut vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Da wollen wir denn erſtlich den Sinn dieſer Worte genau erwägen, und dann die Gründe ihrer Wahrheit betrachten.

Und du, heiliger Gott, heilige uns in deiner Wahrheit! Dein Wort iſt die Wahrheit. Amen.

I. Es könnte fast seltsam erscheinen, meine christlichen Freunde, daß bei einem Ausspruch, welcher so einfach ist, daß in ihm gar keine Zweideutigkeit oder Unklarheit Statt finden kann, nach seiner eigentlichen Bedeutung gefragt wird, und ihn erklären scheint das Deutlichste deuten wollen. Allerdings möchte bei diesem Spruche, was die Worte desselben betrifft, kaum ein Mißverständniß zu fürchten seyn darüber, was darin gesagt ist. Dennoch aber wird ein aufmerksames Nachdenken über den Sinn dieser Worte von Nutzen seyn, weil sehr Viele (vielleicht auch unter uns), die sonst nicht künsteln und deuteln an der Schrift, diesen Ausspruch durchaus nicht ganz wörtlich verstanden haben wollen, weil er sonst gar zu sehr gegen gewisse vorgefaßte Lieblingsmeinungen anstößt, gegen Meinungen, deren Richtigkeit so klar, und von Allen anerkannt ist, daß an ihnen zweifeln fast allen Verstand verleugnen, ja vielleicht gar lästern hieße.

Eine solche Meinung, von der Alle, welche sie hegen, zu glauben gewohnt sind, sie könne, ohne der Wahrheit und Sittlichkeit zu nahe zu treten, nicht aufgegeben werden, ist diese: „daß der Zustand des Menschen, in welchem er noch keine Sünde begangen habe, so sehr der vorzüglichste und glücklichste sey, daß wer ihn einmal eingebüßt hat, höchstens einen geringen Ersatz, ein mattes Abbild desselben erreichen, nie aber ein solches Glück und eine solche Ruhe erlangen könne, als er im Stande der Unschuld gehabt habe. Wer die Unschuld seiner Seele verloren habe, der könne sich allerdings bessern, und könne wohl dem frühern Glück wieder näher kommen, es erreichen aber nimmermehr. Mit Sehnsucht denke darum jeder Mensch der verlorenen Unschuld, und eine innige Rührung mische sich eben deswegen in die Freude, mit welcher wir Menschen betrachten, welche ihre Unschuld wenigstens in einem gewissen Grade noch besitzen, z. B. in der Zeit der harmlosen Kindheit. Daraus sey denn auch klar, was der Herr mit diesen Worten gemeint habe, daß im Himmel mehr Freude seyn werde über einen Sünder, der Buße thue, als über die Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Nämlich, es gäbe auf Erden überhaupt keinen Menschen, der frei wäre von der Sünde, und der Buße gar nicht bedürfte. Mit dem

Ausdruck also: „der Gerechte, der der Buße nicht bedarf,“ habe der Herr keine Andern gemeint, als die, welche, weil sie sich etwa von groben Sünden rein erhalten haben, sich rein dünken, die sich einbilden, Nichts von einer Sünde zu wissen. Zu den Pharisäern seyen diese Worte gesagt, welche, weil sie nicht solche Veruntreuungen und andere groben Verbrechen begangen hatten, als die Zöllner, sich nun vermaßen, rein zu seyn von jeder Sünde. Ueber solche nun habe der Herr hier sein Urtheil gesprochen, und habe ihnen gesagt, daß Gott mehr Wohlgefallen habe an dem Sünder, der seine Sünde erkennt und bereut, als an neun und neunzig Anderen, die vielleicht weniger gesündigt haben, aber nun auch (obgleich sie, wie alle andern Menschen, nicht frei von Sünden sind) in ihrem stolzen Herzen wähnen, sie bedürften keiner Bekehrung, und keiner Buße.“ — Aber laßt uns, meine Freunde, diese Erklärung unserer Textesworte näher betrachten, so wird sich uns ergeben, daß sie, um den Herrn vor dem Vorwurf zu retten, daß er eine Unrichtigkeit gesagt habe, ihm offenbar eine wissentliche Täuschung mit schön klingenden Worten aufbürdet. Nämlich ein jeder Mensch, der auch noch so sehr sich von Sünden frei erhalten hat, und sich nun einbildet, er sey ganz gerecht, ist doch und bleibt immer ein Sünder, und zwar ein Sünder, der noch nicht bekehrt ist, und noch nicht Buße gethan hat. Hat nun der Herr hier unter den Gerechten solche nur gemeint, die sich verreden, sie bedürften der Buße nicht, so hat er eigentlich nichts Andres gesagt, als daß über den Sünder, der Buße thut, mehr Freude sey im Himmel, als über den unbekehrten und unbußfertigen Sünder. Aber, Mitchristen, fühlt nicht ein Jeder, welch eine unwürdige Rolle der Herr hier spielen würde, wenn dies seine Meinung wäre? Sieht nicht Jeder, daß er dann mit sonderbar klingenden und hochtönenden Worten Etwas gesagt hätte, was fern davon, eine neue und wichtige Lehre zu seyn, sich ganz von selbst verstände? Hätte der Herr dann aber wirklich diese seine Lehre zweimal mit solchem Nachdruck ausgesprochen, und durch drei Gleichnisse erläutert? Nein, meine Freunde, entweder der Herr hat mit jenen Worten gemeint, was er bestimmt ausspricht, nämlich daß auch

dann, wenn ein Mensch wirklich ganz gerecht wäre, und der Buße nicht bedürfte, daß dennoch über den bekehrten Sünder mehr Freude seyn würde im Himmel, als über neun und neunzig von solchen ganz Reinen und ganz Gerechten, — entweder dies, oder er hat mit vielen Worten nichts gesagt, als was Jeder schon weiß, daß gut besser ist als schlecht, der Bußfertige besser als der Unbußfertige. Ich denke, die Entscheidung kann uns nicht schwer fallen. Er, der nie mit unnützem Prunk seine Rede schmückte, nie des Aufwandes von Worten bedurfte, um geistige Armuth zu bedecken, er kann auch hier nicht unnütz geprunkt haben, sondern der Sinn seiner Worte ist deutlich der: Im Himmel ist mehr Freude über den Sünder, der Buße thut, als über den Unschuldigen und Gerechten.

Mitchristen, das haben denn auch fast Alle gefühlt, daß man mit der eben erwähnten Erklärung unserer Textesworte nicht ausreiche, daß da, was man auf der einen Seite zu gewinnen scheint, auf der andern wieder verloren werde, und so haben denn alle die, welche dennoch diese Worte mit dem, was sie sonst für wahr erkannten, nicht zusammen zu bringen wußten, sich auf andere Weise zu helfen gesucht. Nämlich: „Unter den Gerechten," sagen sie, „sind allerdings ganz reine, sündlose Menschen gemeint, aber man solle nicht zu viel Gewicht darauf legen, daß über den bußfertigen Sünder Freude im Himmel seyn werde vor den Gerechten, oder mehr, als über sie. Dies stehe hier nur deshalb, weil die Gleichnisse der Art sind, wie die, welche diesen Worten vorhergehen. Der Sinn sey nur, daß der Herr den bußfertigen Sünder annehmen, und ihm vergeben werde, mehr müsse man nicht behaupten. Wollte man jedes Wort so genau nehmen, so hieße es aus einem nicht ganz angemessenen Gleichniß zu viel folgern." — Aber, sagt doch Ihr, die Ihr so die Schuld des Mißverstandes auf das Gleichniß schiebet, sagt doch, warum hat denn der Herr ein so unpassendes Gleichniß gewählt, ja warum hat er drei Gleichnisse nach der Reihe erzählt, die alle an dem gleichen Fehler leiden, die ihn alle drei zwingen, — denn darauf kommt es am Ende doch hinaus — nachher eine

Uebertreibung auszusprechen? Die Beispiele, die der Herr sonst wählt, sind doch stets sehr passend, und wenn hier in allen drei Gleichnissen immer darauf besonderes Gewicht gelegt wird, daß das Verloren gewesene (sey es nun ein Schaf, sey es ein Groschen, ja sey es ein Sohn) mehr Freude gewährt, als was nicht verloren war, warum soll hier gerade das das Unpassende und Unwesentliche seyn, was die Hauptähnlichkeit bildet zwischen diesen Gleichnissen? — Nein, Mitchristen, wenn man nicht an dieser einzigen Stelle einen Mangel an Gewandtheit und Lehrweisheit finden will, oder eine Ungelenkigkeit des Ausdrucks, die sich nie bei ihm findet, so muß man es genau nehmen damit, daß mehr Freude über den bußfertigen Sünder seyn wird, als über die Gerechten. — Und wenn in menschlichen Dingen allerdings oft deswegen man sich über das Verlorengewesene mehr freut, weil man weniger achtet, was man immer besaß, und stets das Neue besonders werth hält, so wissen wir, daß so etwas bei der Freude im Himmel nicht Statt findet. Worüber bei Gott und seinen Engeln größere Freude ist, das hat wirklich höhern Werth, und darin sollen auch wir das Höhere erkennen, und das Vollkommnere. Und so werden wir nach dem Erkannten nicht mehr zweifelhaft seyn können über den Sinn des Ausspruchs, den wir betrachten. Er sagt nichts Andres, als daß der Zustand des bekehrten Sünders herrlicher sey als der des Gerechten, denn nur über das Herrlichere kann größere Freude seyn im Himmel.

Es wird Freude seyn im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, spricht der Herr, aber wie wenige sind es, die dies sein Wort hören und bewahren! Wohl uns, wenn wir zu diesen Wenigen gehören. Mitchristen, ein Jahr von unserm gemeinsamen kirchlichen Leben ist wieder hin. Wir haben vielleicht in dieser Zeit Manchen gesehn, den sein Sündenleben reute, der anders wurde als er bisher gewesen, der mit Schmerz seine Sündenlast ansah, und mit Reue auf seine Vergehen zurücksah. Haben wir da uns gefreut über den Verlornen, der da wiederkam, und gedacht der Freude im Himmel? Noch mehr, wir sind hier zum Buß- und Bettage versammelt, wir

sehen das Gotteshaus mehr besucht als an andern Tagen, wir erblicken vielleicht Manchen, den wir nicht für ein würdiges Glied der Gemeinde halten, — ist uns heute wenigstens nahe der Gedanke, daß wenn ihn wirklich seine bußfertige Gesinnung hieher brachte, Freude im Himmel ist über ihn? Wie, oder haben wir vielleicht in unserm Herzen mit Hohn auf ihn geblickt, und auf sein Thun als auf ein thörichtes und über sein Vornehmen als ein vergebliches gelächelt? — Ach wer zählt die höhnischen Blicke, die auf jeden Büßenden sich richten, wer die boshaften Bemerkungen, mit welchen wir den verspotten, der vielleicht grau ward in seinen Sünden, und dem nun späte Reue kommt. Wir werden uns Alle nicht frei sprechen können. Wir haben gewiß oft dessen gespottet, der nach einem verirrten Leben, wie die Welt es nennt, „heilig" werden will, wir haben immer und immer wieder, wo Einer sich bekehrt, seiner frühern Sünden gedacht, und statt ihm zu helfen, erschwerten wir durch Spott ihm die Rückkehr. Mitchristen, wir beten täglich, daß Gottes Willen wie im Himmel, so auch auf Erden geschehe, und wie spottet unser Thun unseres Gebets, denn während die Engel im Himmel sich des Rückkehrenden freun, während dessen weisen wir ihn durch unser Mißtrauen und unsern Spott zurück, und sprechen, mag auch im Himmel ihm längst vergeben seyn, doch noch über ihn das Verdammungsurtheil. Möge der Tag der Buße uns erinnern an den Segen der Buße, so daß wir ihn suchen, und wo ein Andrer ihn fand, uns seines Glückes freuen. Möge das Wort des Herrn, das wir vernahmen, uns dahin bringen, daß wir schon auf Erden auch gehören zu der Schaar, die sich freut des reuigen Sünders.

II. Soll, wie wir es doch Alle wünschen, und von Gott erbitten, sein Wille wie im Himmel, so auch bei uns und durch uns geschehn, so ist das nur dadurch möglich, daß wir, eben wie die Engel im Himmel, uns willig seinem Dienste weihn. Und wenn sie nun sich freun des reuigen Sünders, so sollen wir es auch. Das aber werden wir nur dann können, wenn wir uns auch deutlich machen, warum denn der Zustand nach der Buße, der Zustand, den

wir mit dem Worte Heiligung bezeichnen, herrlicher und vollkommner iſt als die Unſchuld. Solch eine Frage ſich vorzulegen, iſt kein Unrecht. Schon daß Gott uns Vernunft und Nachdenken gegeben hat, mahnt uns dazu, für Alles ſo viel als möglich Gründe aufzuſuchen. Noch mehr aber mahnt uns dazu die häufige Erfahrung, daß Menſchen, welche ſonſt der heiligen Schrift aufs Wort glaubten, es aber verſäumt hatten, ſich Rechenſchaft zu geben über ihren Glauben, nun durch allerlei Zweifel, die Andere oder ihr eigner Verſtand ihrem Glauben entgegenſetzte, wankend und irre gemacht wurden. Dagegen hilft nun nur das Eine, daß wir genau die Gründe angeben für die Wahrheit der chriſtlichen Lehre. Haben wir erſt dies beides erkannt, erſtlich daß Etwas die Lehre des Herrn iſt, dann aber warum es wahr iſt, was er lehrt, und wie es mit allem Andern, was wir erkennen, zuſammenſtimmt, ſo ſind wir gegen einen mächtigen Feind des Glaubens, gegen die Zweifel des Verſtandes geſichert. Und bei dieſem Spruch, den wir heute betrachten, iſt eine Frage nach dem Warum? doppelt ſegensreich, weil die Erkenntniß, warum die Bekehrung und Heiligung herrlicher iſt, als die Unſchuld, zugleich alle die Meinungen und Anſichten widerlegt, aus welchen ſo gezwungne Erklärungen hervorgehn, wie wir ſie betrachtet haben.

Jene Meinung nämlich war, wie geſagt, daß der Unſchuldige bei weitem höher ſtehe, als der gebeſſerte und bekehrte Sünder. Aber wenn wir ſie genau betrachten, werden wir ſehn, daß wir dies viel weniger glauben als es uns ſelbſt vorkommt, ja Mancher, der es immer im Allgemeinen behauptet, wird im beſtimmten Falle, wo er darüber zu urtheilen hat, ein ganz anderes Urtheil fällen. Das Kindesalter, obgleich nicht frei von aller Sünde, iſt doch der Unſchuld viel näher, als das ſpätere reifere Alter, und ein Kind ahndet kaum die Vergehen, die wir uns zu Schulden kommen laſſen. Woher aber kommt es, daß wir dennoch uns auf die Tugend eines gereiften Mannes, der vielleicht früher ſich viele Verirrungen zu Schulden kommen ließ, ſpäter aber davon zurückkam, woher kommt es, daß wir uns auf ſie mehr verlaſſen, als auf die Tugend eines Jün-

geren, der noch nicht in dieſer Weiſe ſtrauchelte? Mitchriſten, darum, weil wer von der Verirrung zurückkam, ſie hat kennen lernen, weil er erſt itzt einen tiefen Blick gethan hat in das Weſen der Sünde, und ſich mit Abſcheu von ihr abgewandt hat, während der Andere ſie nicht kennt, und ſich deswegen nicht ſo vor ihr zu wahren vermag. Wir Alle haben das Bewußtſeyn, daß der, welcher die Macht der Sünde noch nicht kennen gelernt hat, eben deswegen ſich minder bewacht und eher der Verſuchung Preis gibt, als, wer ihre Macht erfahren hat, und, weil er ſie kennt, ſich vor ihr zu ſchützen ſucht. Was iſt aber dieſe Ueberzeugung Anderes, als daß wir ſelbſt es eingeſtehn, daß es um den beſſer ſteht, der von der Sünde ſich bekehrte, als um den, welcher der Bekehrung nicht bedurfte. Und von hieraus werden wir erſt recht verſtehn, was denn das Rechte und Wahre iſt in jener wunderbaren Traurigkeit, mit der wir die unſchuldigen Kleinen betrachten in ihrem harmloſen Leben und Treiben. Es iſt die Trauer, die wir darüber empfinden, daß dieſer Friede ſo bald aufhören wird, daß dieſe harmloſen Gemüther früher oder ſpäter in den Kampf der Sünde treten werden, wo es noch ſehr die Frage iſt, ob ſie nicht darin zu Grunde gehn werden. Kommt nun noch dazu, daß wir, die wir ſie betrachten, mehr oder minder in uns zerriſſen und verſtört uns finden, ſo ſind uns die Kinder allerdings eine Erinnerung, daß es auch Frieden gibt, und erfüllen uns mit Sehnſucht. Aber das Ziel der Sehnſucht, oder viel mehr ſollte ſeyn, nicht der Friede der Kinder, ſondern der höhere Friede nach beſiegter Sünde. So fügt denn auch der Herr dort, wo er ſagt, daß wir werden ſollen wie die Kinder, ſogleich hinzu, daß was vom Fleiſch geboren iſt, Fleiſch, was vom Geiſt geboren, Geiſt iſt, zum deutlichen Beweis, daß nicht eine neue natürliche Kindheit das Ziel unſerer Wünſche ſeyn ſoll, ſondern etwas Höheres. Wir ſollen nicht bedauern, daß wir nicht Neugeborne ſind, ſondern das betrübe uns, daß wir nicht wiedergeboren. Auf die ſollen wir ſchauen, welche das Leben durchgelebt haben, und durch die Verirrungen hindurch gegangen ſind, und durch die Gnade wieder rein geworden ſind, weiß wie Schnee, da ſie doch roth waren, wie Blut, — ſie

ſind ein beßres Vorbild, als die Kinder. Warum alſo, meine Freunde, ſich ſträuben gegen eine Wahrheit, die der Herr ausgeſprochen hat; und der wir am Ende ſelbſt in ſo vielen Lagen des Lebens unſere Beiſtimmung geben, warum nun noch immer ſagen, es ſey herrlicher nicht geſündigt zu haben, als durch die Bekehrung von der Sünde befreit zu ſeyn, da wir doch deſſen Stärke mehr vertrau'n, der von ihr befreit wurde, als dem, der ſie nicht kennt? —

Aber nicht nur deswegen iſt die Heiligung mehr und herrlicher, als die Unſchuld, weil der geheiligte Menſch für die Zukunft ſtärker und ſiegreicher wird, denn dies allein würde noch kein Grund ſeyn, die Heiligung im gegenwärtigen Augenblick für etwas Vollkommneres zu halten. Ein andrer und wichtigerer Grund liegt darin, daß dieſes Reiner- und Stärkerwerden eine That der göttlichen Gnade iſt, gleichſam eine neue Schöpfung, die Schöpfung einer neuen Creatur. Ueber nichts iſt im Himmel mehr Freude als über Gottes Gnade, dieſe ſtaunen die Engel an, ſie preiſen ſie, ihr ſingen ſie ihr Hoſiannah. So iſt Freude bei den Engeln, wenn ein Sünder wiederkehrt, nicht ſowohl wegen einer einzelnen That, die ein Menſch gethan hat, ſondern ſie preiſen ein Werk Gottes, weil die Engel Gott lieben, deshalb freu'n ſie ſich, daß Er wieder Eine Schöpferkraft zeigte und einen Menſchen vom Tode zum Leben führte; es iſt ja ein neuer Sieg, den der Herr erlangt hat über den Böſen, indem er ihm die Seele entreißt, welche der Verſucher ſchon als ſein Eigenthum betrachtete. Und ſollten wir, die wir den Herrn auch lieben, ſollten wir uns nicht freu'n eines ſolchen Sieges? ſollten wir nicht auch bekennen, daß der Stand des bekehrten Sünders herrlicher ſey als der des Gerechten, weil dort die Macht des Böſen gebrochen iſt, und der Herr einen Sieg gewann gegen den Satan? Mitchriſten, wenn auch Andere in dem betrachteten Ausſpruch des Herrn die Wahrheit nicht ſähen, ſo könnte uns das weniger wundern, aber wenn Chriſten ſich dagegen ſträuben, ſo iſt das in der That unbegreiflich. Denn Alle, welche das Chriſtenthum lieben, werden doch das wohl eingeſtehn, daß es kein herrlicheres Geſchöpf gibt unter den Menſchen, als einen wahren Chriſten, wie denn auch der Herr ſagt,

daß der Kleinſte im Himmelreich größer iſt als der Größte der Propheten. Aus wem aber beſteht die Chriſtenheit und wer bildet das Himmelreich? Wahrlich, nicht die, die ſtets geſund waren, denn zu den Geſunden iſt der Herr nicht gekommen, ſondern die, welche durch ſeine Gnade geneſen ſind. Wenn es kein herrlicheres Geſchöpf gibt, als einen Menſchen, der durch Gottes Gnade ein Glied an Chriſti Leibe geworden iſt, ſprecht denn ſelbſt, wer iſt denn ſo ein Glied ſeines Leibes? Keine Andern, als die, die zum neuen Leben erwacht ſind, aber ohne Tod gibt es keine Auferſtehung, und zum neuen Leben geboren ſind nur, die erlöſt ſind vom alten ſündigen Menſchen. Wer es bedenkt, daß Chriſtus kam, die Verlornen zu ſuchen, wer es empfand, daß er die Sünde uns abnimmt, wer es weiß, was das heißt Chriſto angehören, der wird die Herrlichkeit Gottes erkennen in dem Gnadenwerk, wodurch ein Menſch ſelig wird, der wird in jedem, der Buße thut, eine Creatur der neuen, der herrlichern Schöpfung erblicken, und, anbetend, wird er ſich nicht mehr wundern darüber, daß itzt Freude iſt im Himmel mehr als über neun und neunzig Gerechte.

Gottes Gnade alſo und ſeine Herrlichkeit wird offenbar und im Himmel geprieſen, da, wo ein Sünder Buße thut und dadurch den Frieden gewinnt, Gottes Werk iſt es, daß der Menſch erweckt wird zum Leben. Daß wir dies verkennen oder wenigſtens vergeſſen, iſt der Grund, warum wir oft mit zweifelndem Sinne es für unmöglich halten, daß auf die Buße ſolches Gewicht zu legen ſey, und ſie eine ſolche Bedeutung habe. Und dies Mißtrauen gegen die Wirkſamkeit und den Erfolg der Buße zeigt ſich bei uns nicht nur ſo, daß wir, wo ein Andrer bußfertig ſeiner Sünden gedenkt, kopfſchüttelnd meinen, das ſeyen zu ſpäte Klagen, die nichts mehr wirkten, ſondern auch, wo uns ſelbſt bußfertige Gedanken kommen, ſie als vergeblich von uns weiſen. Es iſt uns wohl manchmal ein ſolcher Gedanke in den Sinn gekommen: demüthige dich vor Gott, und bitte mit bereuendem Sinne ab, was du gegen ihn begangen, aber wir wieſen eine ſolche Regung ab und ſprechen: Was wird das helfen? So bin ich nun einmal, und keine Reue hilft, und bloße Buße

wird des Mohren Haut nicht wandeln. Mitchriſten, wer weiß ob nicht gar heute, ob nicht im Verlauf unſerer Betrachtung Mancher, indem er der Freude im Himmel über den büßenden Sünder gedachte, den Wunſch bei ſich ausſprach: O wäre doch auch über mich Freude bei den Engeln. Aber ſchnell wies er dieſen Wunſch zur Ruhe, und ſprach: Für mich iſt's nicht möglich, ich kann mich nicht ändern, was helfen meine Vorſätze, ich kenne meine Schwäche, die ſtrengſte Buße wäre dennoch vergeblich. — Ja, du Armer, wenn Du es ſollteſt, wenn es dein Werk ſeyn ſollte, daß die Engel ſich freu'n, wenn du aus deiner Kraft dich umwandeln ſollteſt, da hätteſt du freilich Recht mit deinen Klagen. Aber ſo iſt es nicht, es iſt Gottes Werk, daß wir rein werden, und itzt noch zweifeln, hieße Zweifel hegen an ſeiner Allmacht. Unſere Buße ſoll Nichts, als den Widerſtand aufheben, den wir ſeiner Gnade entgegenſtellen, nur nicht weigern ſollen wir uns, wenn er kommt, um mit milder Hand uns zu erwecken aus dem Sündenſchlummer, wenn wir nur ſelber das Auge aufthun, daß es dann Licht wird um uns und in uns, dafür haben wir dann nicht mehr zu ſorgen, das wird Er, der ſelber das Licht iſt. Drum laßt uns nicht abweiſen die bußfertige Regung, nicht beſcheiden klingenden Worten Gehör geben, die mir den Unglauben an Gottes Allmacht und Gnade bemänteln, laßt uns bußfertigen Sinnes ſeyn, ſo bleibt das Leben nicht aus, wir ſind dann lebendig geworden durch Ihn! —

Auf denn, Mitchriſten, der Weg der Buße liegt vor uns, freilich ein dornenvoller Weg, aber er führt zum Heil und führt ſicher dahin. Und wenn uns, indem wir ihn betreten, der Verſucher, um uns von ihm zurückzuhalten, noch den Zweifel entgegenhält, den man ſo oft gegen die chriſtliche Lehre von der Bekehrung einwendet, daß dies eine gefährliche Lehre ſey, die leicht zur Sünde verleite, ſo laßt uns darüber nicht ſtutzig werden. Aus dem Wort des Herrn, deß wir uns freu'n, aus dem ſoll folgen, was der Sünde das Wort redet, in ihm ein verborgenes Gift liegen? Wahrlich nur für den, der es hineinträgt. Sie ſagen, ja, nun werde der Menſch getroſt ſündigen. Sagt denn der Herr etwa, daß Freude ſeyn werde im Him-

mel über die Sünde?, nein, er ſagt über die Buße, das heißt über das Aufhören der Sünde. Wer ſieht es nicht ein, daß der frevelhaft des Herrn Wort verkehrt, der hierin eine Entſchuldigung oder gar eine Aufmunterung zur Sünde finden wollte, und drum ſpräche: „Iſt es ſo, wohlan, ſo laßt uns ſündigen!“ — Ueber den Sünder freut ſich der Himmel nicht. Willſt du wirklich einen Entſchluß faſſen, wenn du des Herrn Wort vernimmſt, der ihm gemäß iſt, es gibt nur einen, der es dir anpreiſt, es iſt der Entſchluß, Buße zu thun, abzulaſſen von deiner Sünde, damit Freude ſey im Himmel. Dieſer Entſchluß ſey es, der uns komme aus den Worten des Herrn, mit ihm laßt uns unſer Kirchenjahr beſchließen, mit ihm das neue beginnen. Wohl thut es uns Noth, daß wir ihn faſſen. Laßt uns dann einen prüfenden Blick werfen auf das vergangne Jahr, und wenn wir uns prüfen als Glieder der Kirche und ſehen, wie locker noch das Band iſt, das uns an den Herrn und ſeine Gemeinde bindet, und wie Er noch immer umhergeht und nicht weiß, wo er ſein Haupt hinlegen ſoll, weil die Herzen, in die er einkehren möchte, alle verſchloſſen ſind, — wenn wir auf unſern Beruf ſehn, und vor unſern Augen ſich die unzähligen verſäumten Pflichten häufen, — wenn wir in unſere Häuſer blicken, und ſehn dort ſtatt Frieden Zwietracht, ſtatt der Liebe nur Bitterkeit, ſtatt der Sanftmuth nur Zorn und herriſches Weſen, — wenn wir in unſer eignes Herz einkehren und finden da des Guten ſo wenig und der unſaubern Geiſter die Fülle, — dann Mitchriſten, dann laßt uns niederfallen und mit Inbrunſt beten, und nicht mit dem Munde allein, ſondern mit demüthigem Sinne und Herzen das Wort ſprechen: Herr, erbarme dich unſer! Amen.

XI.

Warum sträuben wir uns gegen die Wahrheit?

Text, Joh. 8, 46—59.

Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort: darum höret ihr nicht, denn ihr seyd nicht von Gott. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samariter bist, und hast den Teufel? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, und ihr unehret mich. Ich suche nicht meine Ehre, es ist aber einer, der sie suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Da sprachen die Juden zu ihm: Nun erkennen wir, daß du den Teufel hast. Abraham ist gestorben, und die Propheten, und du sprichst: So jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht schmecken ewiglich. Bist du mehr, denn unser Vater Abraham, welcher gestorben ist? und die Propheten sind gestorben. Was machst du aus dir selbst? Jesus antwortete: So ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts. Es ist aber mein Vater, der mich ehret, welchen ihr sprechet, er sey euer Gott; und kennet ihn nicht. Ich aber kenne ihn; und so ich würde sagen: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleichwie ihr seyd. Aber ich kenne ihn, und halte sein Wort. Abraham, euer Vater ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sahe ihn, und freuete sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht funfzig Jahre alt, und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe denn Abraham ward, bin ich. Da hoben sie Steine auf, daß sie auf ihn würfen. Aber Jesus verbarg sich, und ging zum Tempel hinaus, mitten durch sie hinstreichend.

Christliche Freunde, wie wir bei Lesung der heiligen Schrift leider so oft das sehen, daß die, denen der Heiland zu ihrer Bese-

ligung seine Freudenbotschaft verkündigte, sich von ihm abwandten, und das Licht nicht wollten scheinen lassen in die Finsterniß, in welcher sie weilten, so wird uns auch in unserem heutigen Evangelio diese betrübende Wahrheit wiederum vor Augen geführt, denn wir sehen es hier wieder, wie die Juden den Heiland von sich wiesen, und bei einem jeden neuen Grunde, den Er anführte zur Bestätigung seiner Lehre, in immer größerem Haß und immer größerer Bosheit entbrannten. Wohl ist es ein trauriger Eindruck, den eine jede solche Erzählung auf uns macht, wohl uns betrübend, daß Menschen wissentlich, und in der Liebe zur Lüge, die Wahrheit von sich weisen, aber immer ist doch das Betrübendste dies, daß wir uns gestehn müssen, solche Lüge und solche Liebe zur Lüge nicht gänzlich verschwunden ist von der Erde, — ja, das Bewußtseyn, daß auch in uns selbst ein solcher Sinn leider noch oft fortlebt, dies ist es, was überhaupt uns betrübt macht, und was auch wiederum allein uns ein Recht gibt, eine solche Sünde mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Denn wie auf der einen Seite uns jede Sünde der Menschen kalt lassen würde, wenn nicht eben in uns das Bewußtseyn auch unserer Sünde sich regte und erneute, so würde auch wiederum auf der andern Seite die Betrachtung der Sünde andrer Menschen gar keinen segensreichen Einfluß auf uns äußern, sondern im Gegentheil vielleicht uns schaden, und uns zum Hochmuth verleiten, wenn eine solche Betrachtung nicht vorgenommen würde, damit wir unsere eigne Sündhaftigkeit darin erkennen, und immer mehr wünschen lernen, von ihr befreit zu werden. Und so möge denn auch das heutige Evangelium von uns mit Ernst betrachtet werden, nicht damit wir uns spiegeln an unsrer Reinheit und Vortrefflichkeit, sondern damit es uns immer deutlicher werde, wie wir allzumal Sünder sind, und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollen.

Es ist aber das heutige Evangelium besonders geschickt zu einer solchen Betrachtung, die uns mehr bekannt macht mit unsrer eignen Sündhaftigkeit, weil es nicht nur an die Sündhaftigkeit überhaupt uns erinnert, die in uns ist, sondern weil hier das Bild einer be-

ſtimmten Sünde uns hier vor Augen geführt wird, deren wir uns nur zu oft ſchuldig machen. Denn wenn gleich der Herr itzt nicht mehr leiblich auf der Erde umherwandelt, und ſeine Lehre uns mündlich vorträgt, und wir eben deshalb auch nicht Ihn zu ſteinigen ſuchen, ſo iſt doch ſein Wort uns geblieben, und gar oft wenden wir uns davon ab mit eben ſolcher Hartnäckigkeit, wie die Juden von Ihm, gar oft erfüllt auch uns ſeine Lehre mit Unzufriedenheit, ja Viele mit Zorn und Haß. Aber wenn dies auch nur bei Wenigen unter uns der Fall ſeyn ſollte, ſo wirft doch dieſe Erzählung ein klares Licht auf ein Verhältniß, in welchem wir Alle uns ſehr oft befinden, auf die Lage nämlich, wo ein Menſch uns irgend eine Wahrheit vorträgt, wo ein Menſch zu uns tritt mit wahrhafter Lehre und treffender Belehrung, und wo wir uns entweder von ihm abwenden, oder mit Ingrimm und Bosheit ihn verfolgen und ſeine Lehre verwerfen. Und ſo ſeyen uns denn die heut gehörten Worte Veranlaſſung, nach ihrer Anleitung zu betrachten:

Warum wir uns gegen die Wahrheit ſträuben.

Und wie, je nachdem der Herr verſchiedne Gründe anführte für die Wahrheit ſeiner Lehre, je nachdem ſich auch die Verſtocktheit der Juden verſchieden zeigte, — ſo laßt uns zur gründlichern Belehrung die einzelnen Züge dieſer Erzählung genau ins Auge faſſen.

Du aber, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort iſt die Wahrheit. Amen.

I. Wenn wir, chriſtliche Freunde, den Blick werfen auf unſer heutiges Evangelium, ſo ſehen wir, wie der Herr um die Juden zu überzeugen, verſchiedene Beweiſe anführt für die Wahrheit ſeiner Lehre, wie aber bei einem jeden neuen Beweiſe, den Er vorbringt, und bei jedem neuen Grunde, auf den Er ſich beruft, die Hartnäckigkeit und Bosheit der Zuhörenden ſteigt, bis ſie denn endlich eine ſolche Höhe erreicht, daß ſie Steine ergriffen, Ihn zu tödten. Zuförderſt nämlich ſpricht der Herr, um die Juden davon zu überzeugen, daß Er die Wahrheit lehre, das große Wort:

Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? —

Es enthalten diese Worte einen völlig genügenden Beweis für die Wahrheit der Lehre, die Christus vortrug, und wer das erkannt hatte, daß Er ohne Sünde sey, der mußte auch nothwendig Ihm glauben und seiner Lehre folgen; denn falsch und trügerisch kann ja doch die Lehre, die Jemand vorträgt, nur in den beiden Fällen seyn, daß er entweder die Wahrheit wohl weiß, aber mit Vorsatz die Unwahrheit lehrt, oder wiederum, daß er selbst in einem Irrthum befangen ist. Beides ist aber nicht möglich bei dem, der ohne Sünde ist; ein solcher kann nicht täuschen wollen, denn eine Täuschung oder ein Betrug ist ja eben schon Sünde, er kann aber auch nicht irren, weil der Irrthum, wenn auch nicht immer selbst eine Sünde, doch eine Folge derselben ist, — wie denn der Apostel sagt, daß dort, wo die Sünde nicht mehr seyn wird, wir Alles so erkennen werden, wie wir erkannt sind. Ist nun aber weder ein Betrug denkbar von Seiten des Lehrers, noch auch ein Irrthum möglich, so ist es ja offenbar, daß es Wahrheit ist, was er lehrt und spricht. — Aber die Juden, ob sie gleich auf diesen Ausspruch des Herrn nichts erwiderten, ob sie gleich nicht irgend eine Sünde anführten, die Er sollte begangen haben, so glaubten sie doch auch nicht; es war entweder eine Gleichgiltigkeit, die es auf sich beruhen ließ, ob der Herr wirklich ohne Sünde sey, oder nicht, oder sie meinten in ihrem Herzen, Er sey eben ein Sünder wie Alle, — kurz, den Beweis, daß, weil er rein sey von Sünde, auch seine Lehre wahr seyn müsse, den ließen sie nicht gelten, sondern blieben ungläubig, wie zuvor, und wandten sich ab von ihm, unbekümmert darum, ob Er ohne Sünde sey, und also die Wahrheit spreche, oder ob auch bei Ihm die Wahrheit nicht zu finden sey.

Mitchristen, sehen wir nicht leider in dem Betragen jener Juden eines, das wir nur zu gut kennen, haben wir nicht gar oft auch so das Zeugniß der Reinheit des Lehrers nicht gelten lassen, ob es

uns doch gleich ſprechen mußte für die Wahrheit ſeiner Lehre? — Freilich kommt itzt keiner mehr zu uns, der, wie der Herr, ſprechen könnte, er ſey rein von Sünden, freilich belehrt uns Niemand, bei dem auch die Möglichkeit des Irrthums fehlte, aber wohin führt uns ſo oft dieſe Erkenntniß? Wie macht ſie uns nur zu oft mißtrauiſch gegen jedes Wort, das aus eines Menſchen Munde kommt. O, wohl oft ſchon geſchah es, daß ein Menſch uns wirklich die Wahrheit verkündigte, und ſein ehrlicher Wille, ſeine Liebe zur Wahrheit, die uns doch ſonſt bekannt war, das Alles wog unſer Mißtrauen nicht auf, mochte es nun Gleichgiltigkeit ſeyn gegen den, der uns dieſe Wahrheit verkündigte, oder mochten wir wirklich an ſeinen redlichen Abſichten zweifeln, kurz wir ſtießen ihn von uns, ſtatt daß wir doch, wenn er uns als reiner und redlicher Menſch bekannt war, in unſerm Herzen denken mußten: er meint es ſonſt ehrlich mit der Wahrheit und mit uns, er wird es auch hierin ſo meinen. Laßt uns doch uns ſelbſt betrachten in ſolchen Augenblicken, wo ein Menſch uns irgend eine Lehre bringt, oder auch nur einen Rath ertheilt, wie ſind wir da ſo leicht geneigt, ihm irgend eine ſündhafte Abſicht unterzuſchieben, mag auch ſein ganzes uns bekanntes Leben und Thun uns ihn als einen reinen und redlichen Menſchen darſtellen, wie ſind wir leider ſo geſchickt darin, auch ſogleich eine ſolche Abſicht zu erfinden, die er haben ſoll. Spricht der Andere unſere Meinung aus, ſo meinen wir, er thue es nur, um uns zu gefallen, bringt er eine andere vor, ſo legen wir es ihm als Eitelkeit aus, als gefalle er ſich darin, etwas Auffallendes zu ſagen, oder wir meinen, er wolle ſich bei Andern dadurch einſchmeicheln, — kurz er mag ſagen, was er wolle, wir ſind gleich bereit, irgend eine Sünde ihm aufzubürden, um ihm nur nicht zu folgen oder Recht zu geben. Und wenn wir es uns auch geſtehen müſſen, daß er ſonſt nicht aus ſolchen unlauteren Abſichten handelt, wenn wir auch da, wo er mit anderen Menſchen in Berührung kommt, ſeinen Rath ganz verſtändig finden, und die Wahrheit in ſeiner Lehre nicht verkennen, ſo iſt das ganz anders da, wo er uns belehren will. Da verſchweigen wir es uns ganz, daß er ſonſt redlich iſt und verſtändig, da wenden wir uns voll Miß-

traun von ihm ab, wenn auch sein ganzes Leben uns die Frage vorlegt: Könnt Ihr mich denn einer solchen Sünde zeihen, wie Ihr sie mir zutraut? — habt Ihr denn schon je es gesehn, oder erfahren, daß ich aus Menschenfurcht oder aus trügerischen Absichten die Wahrheit verleugnete? — mag sein ganzes Leben Zeuge dafür seyn, daß solche Sünde ihm fremd ist, wir wollen es uns doch nicht gestehn, wir verschließen unser Ohr gegen dies Zeugniß, wie die Juden das ihre verschlossen, als der Herr sie fragte: Wer von Euch kann mich einer Sünde zeihen? Wenn ich Euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet Ihr mir nicht? —

II. Christliche Freunde! Es war zunächst das Mißtraun, das die Juden so hartnäckig widerstehen ließ der Wahrheit, welche der Heiland ihnen brachte, und es ist eben so das Mißtraun, das uns so leicht gegen die Wahrheit sündigen und ihr widerstehn läßt, wo Menschen sie uns verkündigen. Deshalb weist denn auch der Herr da, wo Er den Juden ihren Unglauben vorwirft, und sie zum Glauben führen will, zuerst auf dieses Mißtraun hin, weil, wenn dieses geschwunden ist, auch das Herz der Wahrheit zugänglicher wird. Sie aber legten dies Mißtraun nicht ab, und wenn sie auch dem Herrn nicht antworteten, und auf dieses Wort ihren Zorn noch nicht an den Tag legten, so nahmen sie doch auch seine Lehre nicht an, ob sie gleich schwiegen, und ruhig blieben. Anders aber wurde es, als der Herr sie aufmerksam machte auf ein anderes Hinderniß, das ihrem Glauben im Wege stand, indem Er nämlich sprach:

Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort. Darum höret ihr nicht, denn ihr seyd nicht von Gott,

denn als Er ihnen mit diesen Worten gezeigt hatte, daß ihr Mißtraun, und eben damit ihr Unglaube darin seinen Grund habe, daß sie nicht reinen Herzens seyn, als Er ihnen ihre Sündhaftigkeit nachgewiesen hatte als den Grund so hartnäckigen Unglaubens, da entbrannten sie im heftigen Zorn und sprachen: „haben wir

nicht Recht, daß du ein Samariter bist?" Wohl hatten sie das noch ertragen, daß der Herr hinwies auf seinen sündlosen und reinen Wandel, wohl waren sie noch ruhig geblieben, als Er diesen anführte als Beweis für seine wahrhaftige Lehre, aber, daß sie selbst eine Schuld haben sollten, daß ihnen Unreinheit, und Sündhaftigkeit, und Feindschaft gegen Gott aufgebürdet ward, das konnten sie nicht ertragen. Statt daß solch ernstes Wort sie aufmerksam machen sollte, und auffordern zur Prüfung, ob nicht ihr Herz wirklich unrein sey, statt dessen blieben sie in der Einbildung ihrer Vortrefflichkeit und dachten, der Beweggrund, der den Herrn zu solcher Lehre brachte, könne kein andrer seyn, als daß er ein Samariter sey, ein Feind ihres Landes, der sie deshalb kränken wolle, weil Feindschaft und eingewurzelter Haß ihn verblende.

Und müssen wir, Mitchristen, nicht auch hierin ein Bild unserer eignen Sünde erkennen? Müssen wir es uns nicht gestehn, daß der Sinn, den jene Juden an den Tag legten, uns leider nicht fremd ist? So lange nur Mißtraun gegen den uns bewegt, der uns belehren will, so lange nehmen wir zwar seine Lehren nicht an, aber doch auch feinden wir ihn nicht an, und verdammen ihn selbst nicht, wir lassen seine Lehre in den Wind gesprochen seyn, ohne jedoch einen Haß auf ihn selbst zu werfen, oder irgend eine Schuld ihm aufzubürden. Sobald aber der, der, uns belehrend, zu uns tritt, und — leider mag es oft nicht ohne Ursache geschehn, — sobald er uns einen Mangel des eignen Sinnes aufdeckt, der seiner Lehre nicht Glauben schenken läßt, sobald er uns zeigt, daß wissentliche Hartnäckigkeit, oder Eigensinn und Eigendünkel uns bewegt, sobald er es nachweist, daß wir nur deshalb nicht folgen, weil wir nun einmal Recht behalten wollen, — sobald er dies thut, ja, da ist alle Geduld und alle Schonung verschwunden, da überhäufen wir ihn mit Vorwürfen, und bürden ihm diese und jene Schuld auf, weil das stolze Herz es sich nicht erklären kann, wie Einer sonst uns tadeln und unsern Werth schmälern könnte. Mitchristen, wenn wir zurückschauen auf alle die Augenblicke, wo wir von andern Menschen Belehrungen oder Zurechtweisungen erhielten, müssen wir es uns nicht

geſtehn, daß wir der Augenblicke ſo manche erlebt haben, wo der Andere uns ſagen durfte und ſagen mußte, daß wir die Wahrheit nicht annehmen, weil wir in dieſem Augenblicke in irgend einer Sünde befangen ſeyen? Ach, und ſtatt daß wir itzt, durch ihn aufmerkſam gemacht, unſer Herz durchſuchten, um zu ſehen, wie der Flecken zu tilgen ſey, den er uns zeigte, ſtatt deſſen unterließen wir eine ſolche Prüfung ganz, und meinten, der Andere habe Etwas gegen uns, er ſey feindſelig gegen uns geſinnt, und deshalb bemerke er eine ſolche Sünde, wo ſie gar nicht Statt finde, da ward es uns ſo deutlich, wie der Andere uns immer Unrecht thut, wie er uns nie wohl wolle und nie etwas Gutes zutraue, — ganz den Juden ähnlich, die den Herrn zu den Samaritern zählten, weil Er ihnen die verdiente Rüge nicht vorenthielt.

Wollte Gott, ſolcher Sinn wäre ſeltner unter uns! Aber nur zu häufig findet er ſich, nur zu häufig iſt bei uns Allen die Ueberzeugung, daß jede Rüge von einem andern Menſchen, die uns trifft, lediglich in ſeinem Haß ihren Grund habe, und nur entſtehe, weil irgend eine perſönliche Abneigung ihn dazu bewege. Ja dieſer Sinn iſt ja ſo gewöhnlich bei uns geworden, daß ſelbſt das uns nicht mehr vor ihm ſchützt, wenn wir den Andern auch ſonſt, in allen übrigen Verhältniſſen als gut geſinnt gegen uns, als liebevoll kennen, ja ſogar als unſeren Freund lieben und verehren. Es iſt uns vielleicht nie in den Sinn gekommen, daß er gegen uns Etwas habe, oder daß irgend ein Haß gegen uns ihn beſeele; ja vielmehr wir wiſſen es ſelbſt, daß er es gut mit uns meint, daß er uns lieb und werth hält, — aber wenn er uns aufmerkſam macht auf irgend eine Sünde in uns, wenn er hinweiſt auf eine Unreinheit, oder einen Makel unſerer Seele, o, da iſt ſeine Liebe und ſeine Freundſchaft vergeſſen, verwiſcht iſt es aus unſerem Gedächtniß, daß er doch ſonſt nicht unſer Feind war, und auch er wird von uns hinausgeſtoßen in die Zahl der Samariter. Auch er, ſprechen wir, hat ſich itzt zu unſeren Feinden geſellt, auch er ſpricht itzt, wie es der Haß und die Feindſeligkeit ihm eingibt, — wer weiß, wodurch er ſich gekränkt fühlt, und was ihn uns entfremdet hat, aber feindſelig iſt er gegen

uns geſinnt, denn das zeigt ſeine harte Rede. Wie erfindungsreich ſind wir da nicht beim Aufſuchen der Gründe, die in dem Andern ſolche Feindſchaft ſollen hervorgerufen haben, wie ſuchen wir Eines nach dem Andern auf, was ihn ſoll gekränkt, und was in ihm Haß und Liebloſigkeit bewirkt haben, wie halten wir uns ſo gern bei allen einzelnen Augenblicken auf, in welchen wir ihm, wiſſentlich oder unwiſſentlich, Gelegenheit gaben, uns zu zürnen, bloß um uns immer mehr darin zu beſtärken, daß es irgend eine perſönliche Feindſchaft, oder irgend ein Haß in ihm iſt, der ihn bewegt, uns zu tadeln und zu ſtrafen, — ach und nur das Eine bedenken wir nicht, daß er vielleicht Recht hat; — zu den Samaritern zählen wir ihn, und bürden ihm Feindſeligkeit auf, während doch die Wahrheit vielleicht ganz auf ſeiner Seite iſt, wenn er mit dem Herrn ſpricht: Wer von Gott iſt, der höret Gottes Wort. Darum höret Ihr nicht, denn Ihr ſeyd nicht von Gott.

III. Chriſtliche Freunde! Zwei Gründe hatte der Herr den Juden angeführt, auf denen ihr Unglaube beruhe, das Mißtraun nämlich und die innere Unreinheit und Sündhaftigkeit ihres Sinnes, und eben darin hatte Er auf zwei Beweiſe hingewieſen für die Wahrheit ſeiner Lehre, nämlich, daß die Lehre nothwendig wahr ſeyn müſſe, weil ſie von Einem kam, der ohne Sünde ſey, und daß, wenn ſie nur der Stimme Gottes Gehör gäben, auch ihnen die Wahrheit offenbar ſeyn würde. Nun aber fügt der Herr noch einen dritten Beweis hinzu, der eben darin beſteht, daß Er in kurzen Worten aufmerkſam macht auf die Natur der Lehre, die Er vorträgt, der Lehre, die Er, uns zu beſeligen, gebracht hat; und ſo ſpricht Er denn zuerſt das aus, was dieſe Lehre, wenn wir ſie annehmen, uns werden kann und ſoll, — Er ſpricht das aus, indem Er ſagt:

> Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch: So Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht ſehen ewiglich.

Wie wir aber bis itzt es ſchon geſehen haben, daß die, zu denen der Herr ſprach, fern davon, überzeugt zu werden, vielmehr entbrannten

in immer größerem Zorn und immer ärgerer Bosheit, — so steigt sie denn auch um so mehr, je siegreicher für jeden gläubigen Sinn die Wahrheit, die der Herr spricht, sich hervorthut. In ihrer inneren Verblendung nicht fähig, die Worte des Herrn zu verstehen, beziehen sie seine Rede nur auf den leiblichen Tod, und finden hier gleich wieder eine neue Veranlassung, den Herrn zu verdammen, weil es ihnen nicht in den Sinn kam, daß sie vielleicht der Rede innere Bedeutung nicht erkannten. Wenn sie nun auch das, was der Herr bis dahin gesagt hatte, nicht wollten gelten lassen als Beweis für die Wahrheit seiner Lehre, wenn sie gar nicht berücksichtigen wollten die Reinheit und Göttlichkeit deß, der sie belehrte, und gegen den sich nur die Sünde sträubt, so sollte sie die Natur und Beschaffenheit der Lehre selbst zum Glauben bewegen, sie sollten annehmen die Lehre, welche nicht nur von Gottes Sohn kommt, sondern durch ihre ganze Beschaffenheit Glauben verlangt, da sie ja eben nicht nur eine Lehre ist, die etwa unsere Kenntnisse vermehrt, und das Gebiet unseres Wissens erweitert, sondern in sich die Kraft hat, Jeden, der sie annimmt, zu erretten vom Tode und der Verdammniß. Aber wie wenig dieser Beweis bei ihnen fruchtete, wie wenig solche Verheißung sie dem Glauben geneigter machte, das sehen wir ja nur zu deutlich. Denn indem sie des Herrn Worten einen falschen Sinn unterschoben, und sich darauf beriefen, daß Abraham und die Propheten gestorben seyen, sprechen sie ja ihren wachsenden Unwillen und Zorn in den Worten aus: „Nun erkennen wir, daß du den Teufel hast.“ Hatte schon die Rüge ihrer innern Sündhaftigkeit und Verblendung die Juden dahin gebracht, daß sie in Ihm ihren Feind und einen Widersacher ihres Volkes sahen, so ist dies, daß sie sein Wort nicht verstanden ihnen der Grund, den Heiland als Beelzebubs Knecht zu betrachten, es ist ihnen nicht mehr genug, daß Er ein Samariter sey, nein, immer mehr im sündhaften Zorne entbrannt, sprechen sie, Er habe den Teufel.

Und auch hier, christliche Freunde, müssen wir uns dessen bewußt werden, daß die Sünde jener Zweifler nur ein Bild ist und

ein Spiegel unſrer eignen Sündhaftigkeit, auch von dieſem Punkte aus ſtrahlt ein helles Licht über die Sünde, die wir nur zu oft begehen, und es wird uns hier abermals deutlich, warum wir ſo oft der Wahrheit widerſtehn, und uns erzürnt von ihr abwenden, auch da, wo nicht Mißtraun uns ihrem Verkündiger entfremdet, und wo nicht gekränkter Stolz und Dünkel uns befangen macht. Da nämlich, meine Freunde, wo eine Wahrheit uns dunkel erſcheint, wo wir es nicht verſtehen, was uns geſagt wird, — da ſind wir nur zu leicht geneigt, zu ſagen, die Wahrheit könne da nicht weilen, ſondern die Lüge ſey es, die uns verblenden wolle. Es iſt uns ſo ganz klar, daß, was wir nicht gleich verſtehen, und was wir nicht augenblicklich einſehen, unmöglich das Wahre ſeyn könne, und wo nun Einer uns etwas ſagt, was wir nicht verſtehn, — ſey es nun, weil er wirklich uns nicht deutlich und verſtändlich belehrte, ſey es, weil uns die richtige Einſicht mangelt und die Schärfe des Geiſtes fehlt, ſey es endlich, daß der Wille, nachzudenken und zu forſchen, nur ſchwach in uns iſt, — da weiſen wir ſeine Lehre von uns, und verdammen ihn, als Einen, der fälſchlich ſich einen Lehrer der Wahrheit nennt. Wie jenen Juden, weil ſie nicht wußten, von welchem Leben der Herr redete, ſeine Rede dunkel und unverſtändlich blieb und bleiben mußte, ſo iſt es ja auch bei uns gar oft nicht anders, wenn ein Menſch uns ſeine Lehre verkündigt, ſo ſind ja auch wir manchmal ſo verblendet, daß wir mit offnen Augen nicht ſehen, daß wir wohl hören das Brauſen des Windes, und doch nicht wiſſen, von wannen er kommt, und wohin er geht, und, ſtatt daß wir nun da darnach trachten, einzugehn in den Sinn ſeiner Rede, und den Punkt zu gewinnen, aus dem ſie quillt, ſtatt deſſen wenden wir uns ſogleich von ihm ab, und ungeprüft verwerfen wir Alles, was er ſpricht, eben weil es uns dunkel iſt, und wir ſeine Rede nicht faſſen. Die eigne Trägheit, die jede Mühe ſcheut, und ſich davor fürchtet, nachzudenken und zu forſchen und zu prüfen, die iſt es, die uns gefangen hält; wie aber das ſchwache Menſchenherz überhaupt ſich ſelber niemals die Schuld geben will, ſondern ſie immer Andern aufbürdet, ſo iſt auch jede unverſtandne Lehre, jedes unbegriffne Wort uns

die Aufforderung, den Andern zu verurtheilen, und, gleich den Juden, zu sprechen: Er hat den Teufel. Ach, Mitchriſten, fragen wir uns doch ſelbſt, ob wir nicht oft ſchon dem, der uns belehrt, Sünde aufgebürdet haben, bloß weil wir ſeine Lehre nicht verſtanden, ob wir nicht leider zu oft, wo Jemand uns irgend eine Wahrheit verkündigte, uns von ihm abgewandt haben, nicht achtend ſeines Worts, bloß weil wir es nicht augenblicklich durchſchauten. Da ſoll es die Unwahrheit und Unlauterkeit ſeyn, die in ihm herrſcht, oder die Eitelkeit, die ihn anſpornt, Etwas zu ſagen und zu lehren, was durch tiefſinnigen Schein uns täuſcht, oder der Dünkel, der ſich darin gefällt, etwas Außerordentliches und Unerhörtes zu ſagen, — und der Zweifel an unſerm Verſtändniß, der bleibt uns fern, der Gedanke, daß wir die Wahrheit in ſeiner Lehre nicht finden, weil wir blind ſind, und nicht, weil er der Lüge dient, — dieſer Gedanke kommt uns nicht. Aber wo iſt denn der klare und ſichre Sinn, dem die Wahrheit nicht ſchwer wäre, zu faſſen? Wer kann ſich denn rühmen, daß er ſie ſich leicht aneigne? Wer kann ſich das Zeugniß geben, daß er ſie erringe ohne Mühe und Arbeit, wer, daß ſein Auge ſo wenig gelitten habe in der Nacht der Sünde, daß er ohne Schmerz das Licht der Wahrheit ertrage? — Uns Allen iſt es ja nur zu ſehr bewußt, wie dunkel unſer Sinn iſt, und wie ſchwach unſer Geiſt, wir Alle müſſen es uns ja geſtehn, daß ſelbſt die Wahrheiten, die wir am gewiſſeſten wiſſen, uns ſchwer waren zu ergreifen, denn bei wem hat es nicht des eifrigſten Kämpfens und Ringens bedurft, ſich des Glaubens Wahrheiten anzueignen, ja bei wem bedarf es nicht noch tagtäglich ſolches Kampfes? Ach, wir Alle wiſſen es ja wohl, wie noch itzt oft die Augenblicke kommen, wo das Auge dunkel und ſchwach wird, wo das, was geſtern noch in all ſeiner Klarheit und Herrlichkeit vor uns ſtand, wieder verdunkelt wird, und dem blöden Auge zu entſchwinden droht, wo das, was wir ganz glaubten erfaßt zu haben, wieder von Zweifeln bedroht wird, und unbegreiflich erſcheint und unglaublich, — ſo daß wir ja Alle einſtimmen müſſen in das Wort: Nicht, daß ich es ſchon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach. Ja, laßt uns ihr nachjagen, der Wahrheit, und wo ſie

verkündigt wird, da möge es uns nicht erschrecken, wenn sie der thörichte Menschensinn nicht gleich einsieht, und wenn er in seiner Eitelkeit sich sträubt gegen den Verkündiger einer Lehre, weil sie schwer zu verstehn ist, und schwer zu begreifen, da möge die Sünde der Juden uns warnen, die dem Herrn den Teufel zuschrieben, weil sie nicht verstanden, wie seine Lehre das ewige Leben gäbe, da ja doch Abraham gestorben sey, und gestorben die Propheten.

IV. Zuletzt aber gab der Herr den schlagendsten Beweis von der Wahrheit seiner Lehre, indem er auf den Einwand der Juden, daß Abraham gestorben sey und die Propheten, sie darauf hinwies, daß Abraham sich gefreut habe auf die Zukunft des Herrn, und hier schließt er mit den Worten:

Ehe Abraham war, bin ich.

In diesen Worten, in welchen Er auf die Herrlichkeit hindeutet, die Er bei dem Vater hatte, ehe denn die Welt war, bekennt er sich unverholen als den ewigen Sohn Gottes, als den Mittler und Seligmacher, der in die Welt gekommen war, sie zu erlösen. In der That ist dieses Wort nicht nur für uns, die wir an ihn glauben als an den Erlöser, nein, es mußte auch für jeden frommen Juden der beste Beweis seyn, daß sie ihm folgen müßten. Auf Abraham wiesen sie hin, er zeigt, daß eben darum, weil sie Abraham hoch schätzten, sie dem mehr vertraun müßten, der dem Abraham verkündigt war, und auf dessen Tag sich Abraham gefreut hatte. Sie hatten sich auf die Propheten berufen. Er bekannte sich als den, der vor Abraham und den Propheten da war, den David seinen Herrn genannt, und den die Propheten geweissagt hatten. Als solchen hatte er sich beglaubigt in allen seinen Wunderthaten, als solchen zeigte er sich in seiner Freiheit von der Sünde, als solchen zeugte Gott für ihn, auf dessen Zeugniß allein er sich beruft. Und er, der so jedem Auge, das nun sehn wollte, erscheinen mußte als der Sohn des lebendigen Gottes, er sprach es noch dazu ausdrücklich aus, das unerhörte Geheimniß, das itzt offenbar worden ist, das Gott geoffen-

bart sey im Fleisch. — Und was war hierauf ihre Antwort? Wurden sie nun etwa gläubig, fielen sie nun etwa nieder, ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen? Nein, die Schrift erzählt leider etwas ganz Anderes: Da hoben sie Steine auf, daß sie auf ihn würfen. Fragen wir nach dem Grunde, warum sie gerade hier in der ärgsten Bosheit entbrannten, und sich gar nicht mehr halten konnten, so liegt dieser darin, daß sie durch die zuletzt gesprochnen Worte des Herrn ihr liebstes altes Vorurtheil gefährdet sahen, das Vorurtheil, daß in Abraham der Höchste erschienen sey, der je auf Erden wandeln werde, daß er der Unübertroffne sey, um deßwillen die Herrlichkeit des Himmels den Menschen zu Theil werden solle. Sie hatten vergessen, daß es Abrahams Saamen seyn sollte, in dem alle Geschlechter gesegnet werden sollten, nämlich der, welcher nach dem Fleisch ein Nachkomme Abrahams war, sie hatten vergessen, daß der Glanz, in dem Abraham strahlte, nur ein entlehnter war von dem, der aus seiner Nachkommenschaft kommen und mit eignem göttlichen Glanz die Welt erleuchten sollte, sie wären in ihrem eitlen Sinn stolzer darauf, Abrahams Kinder zu seyn, als Gottes Kinder zu werden. Und wir können nicht zu ihrer Entschuldigung anführen, ja das habe doch ihre Religion und ihre von Gott erhaltne Lehre verschuldet, daß sie diese Meinung hegten, und darum sey diese ihre Meinung nicht als ein Vorurtheil anzusehn, und das Halten daran nicht für einen Eigensinn, sondern für ein ehrenwerthes Hängen am Glauben der Väter. Nein, wir haben und verehren ja noch die Urkunden, die die göttliche Lehre enthalten, welche ihnen gegeben war, und eben weil wir sie kennen, können und müssen wir jene ihre Meinung nur ein Vorurtheil, und eine von Menschen erfundne Lehre nennen. Ihre ganze Religion, ihr ganzes Opfer, so wie alle ihre heiligen Bücher, sie weisen alle deutlich auf Christum, da steht nirgends, daß dieser geringer seyn werde als Abraham, jedes Blatt weiset stets auf den hin, der da kommen werde, sie selbst waren es, welche die Sache verkehrt hatten, ihr Dünkel, ihr Hochmuth ließ sie solche Abgötterei mit Abraham treiben, und eben weil sie selbst eine solche Lehre sich zurecht gemacht hatten, eben das

her ihre Wuth gegen den, der sie berichtigt. Denn da, wo sie von dem Herrn offenbare Gesetze Gottes verletzt glaubten, z. B. wo er am Sabbath heilte, wo sie doch dem Buchstaben nach einen Grund hatten, zu eifern, da sind sie viel ruhiger, aber hier, wo auch kein göttlicher Buchstabe, geschweige denn der göttliche Wille für sie spricht, da wüthen sie, wie denn jeder Mensch leider mehr eifert für seine Vorurtheile, als für die Wahrheit.

Ja Jeder, meine geliebten Freunde, denn leider müssen wir ja auch hier in jenen eifernden Juden unser eignes Bild erkennen. Denn auch wir verhalten uns, wenn irgend eine Lehre uns verkündigt wird, doch noch ziemlich ruhig, so lange es nicht gewisse Lieblingsmeinungen und Vorurtheile gilt, die wir gewohnt sind zu hegen. Werden diese geschont, ja da hören wir wohl noch ziemlich ruhig zu, wenn gegen die Wahrheit selbst gesprochen wird, aber kaum wird ein Angriff gegen diese gewagt, ja da ist alle Geduld und Sanftmuth vergessen, da wüthen und eifern wir, und es ist Nichts, was wir verschmähn, um den, welcher so spricht, zum Schweigen zu bringen. Es wäre leicht, hier Beispiele anzuführen, aber wozu? Jeder hat an sich selbst häufig diese Erfahrung gemacht. Jeder hat, der eine diese, der andre jene, gewisse Lieblingsmeinungen, die er ganz ohne Beweis für völlig wahr hält, gewisse Vorurtheile, mit welchen er aufgewachsen ist, und welche gleichsam die Grenze bilden der Gegenstände, über welche er noch ruhig und mit Gelassenheit sich besprechen kann mit Andern, geht es aber in dieses Gebiet über, da ist er ein andrer Mensch, da erscheint ihm jeder Widerspruch als eine tödtliche Beleidigung, oder als Frevel. Sey es nun, daß lange Gewohnheit uns bei irgend einer Beschäftigung eine bestimmte, wenn auch unzweckmäßige, Weise lieb gemacht hat, — oder daß, um ein Beispiel ganz andrer Art anzuführen, wir gewohnt sind, gewisse ganz äußerliche Gebehrden bei denen zu finden, die wir für fromm halten, — kurz, es ist unmöglich, alle die Fälle aufzuzählen, wo irgend ein Vorurtheil sich bei uns fest setzt, und wir, wo dagegen verstoßen wird, alle Nachsicht verlieren; wie denn auch sogar da, wo es sich um das Heiligste handelt, um des Glaubens Reinheit und Wahr-

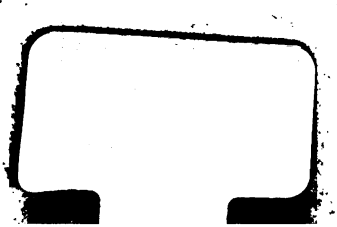
heit, die Erfahrung uns lehrt, daß blutiger Haß und Verfolgung viel öfter entstand, wenigstens in der großen Masse, über ganz unwesentliche, ja sogar unangemeßne und zweckwidrige menschliche Gebräuche, als um die Reinheit der Lehre.

Und sagen wir doch nicht, Mitchristen, daß da, wo unsere Lieblingsmeinungen und Vorurtheile angegriffen werden, wir doch nie einer solchen Bosheit uns schuldig machen, wie jene Juden, indem wir nie mit solchem thätlichen Haß den Verkündiger der neuen, uns unerhörten, Lehre verfolgen. Freilich wir werfen keine Steine auf ihn, und suchen nicht, seinen Leib zu tödten. Aber was ist denn das Richten und Verdammen besser? Ist es nicht auch ein Steinigen, wenn wir den, der so meint, einen Aberwitzigen nennen, ihm das Leben des Geistes absprechen, und ihn verbannen wollen aus der Gesellschaft der Vernünftigen? Heißt es nicht, um auf Etwas hinzuweisen, was leider in unsern Tagen so häufig ist, heißt es nicht mehr als den Andern steinigen, wenn da, wo er abweicht von der Art, einzelne Lehren des Glaubens zu verstehn, als wir, wir ihn einen Unchristen schelten und nichts mehr verlangen, als daß er sich von der Kirche ausschließe, statt daß wir doch wünschen sollten, daß er sich an diese recht halte und sich recht bemühe, die Wahrheit, die in ihr verkündigt wird, zu hören? — Mitchristen, wenn wir uns auf solchen Wegen finden, dann laßt uns doch der Juden denken, die es geduldiger ertrugen, daß die Sabbathsfeier vernachlässigt wurde, als daß der Herr mehr seyn sollte als Abraham. Wir werden sehn, daß der Eifer, der dem Andern das wahrhafte geistige Leben entziehn will, daß der kein Eifer ist für das Reich Gottes, sondern für eine Lehre, die mehr oder minder nur unsere ist. Mancher, den wir vor aller Welt als einen Widersacher Christi bezeichneten, vor dem wir warnten als einer Pest der Gesellschaft, auf den wir hinwiesen als auf Belials Diener, — ist so von uns zu einem Märtyrer seiner Lehre gemacht worden, die nichts verbrach, als daß sie zeigte, wie es noch etwas Höheres gebe, als unsern Vater Abraham, noch etwas Richtigeres als die Vorurtheile, mit denen wir des Herrn Lehre beschmuzen und verfälschen.

Darum, meine Freunde, wo Einer kommt und Wahrheit zu verkünden verheißt, da laßt uns nach des Apostels Wort schnell seyn zu hören, langsam aber zum Zorn, mit offnem Ohr und offnem Sinn laßt uns ihn hören, prüfen, so viel wir es vermögen, ob er es ehrlich meint, abthun von uns alle Unreinigkeit und Hochmuth und Dünkel, auf daß, wenn etwa Gott durch ihn redet, wir Gottes Stimme vernehmen, laßt uns alle Kräfte des Verständnisses, die Gott uns gab, anstrengen, um in den Sinn seiner Rede einzudringen, vor Allem aber nur die Wahrheit im Auge haben, nicht ob wir sie schon früher kannten, oder ob wir sie gefunden haben. Thun wir dies, verlieren wir dabei die Richtschnur der Wahrheit nicht, die uns in Christo gegeben ist und aufbehalten in dem Buch der Bücher, so wird die Gabe der Erkenntniß über uns kommen, auf daß wir fähig werden, das Wort zu erfüllen: Prüfet Alles und das Beste behaltet. Amen.

Druckfehler.

Pag.	1.	Zeile	7.	v. unten	statt:	ausgefeiert	lies: gefeiert.
—	6.	—	2.	v. oben	—	hier in	— hierin.
—	7.	—	1.	— —	—	„ob sie gleich"	ist auszustreichen.
—	12.	—	11.	— —	—	Belehrung,	lies: Belehrung, und
—	17.	—	6.	— —	—	seine	— seiner.
—	22.	—	20.	— —	—	kundlich	— kündlich.
—	28.	—	5.	— —	—	Gebot	— Gebet.
—	35.	—	14.	— —	—	löblichen	— biblischen.
—	42.	—	11.	— —	—	Dieser	— dieser.
—	—	—	20.	— —	—	denn	— dann.
—	—	—	24.	— —	—	Zuflucht	— Zukunft.
—	49.	—	—	— —	—	mehr	— wahr.
—	80.	—	2.	— —	—	Frage	— Klage.
—	84.	—	11.	v. unten	—	sendern	— sondern.

YC134388

M313197